

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 14.      Monatl. vier Nummern.      Berlin, 8. April 1864.      Preis: Vierteljährlich 25 Sgr.      X. Jahrgang.

## Eugenie, Kaiserin der Franzosen.

Die Schicksalschwester, welche, nach der Mythe der Griechen und Römer, den Lebensfaden der Sterblichen spannen und abschneiden, woben denselben aus weißen und schwarzen Fäden, je nachdem Glück oder Unglück dem beschiedenen war, welchem ihre geheimnißvolle Arbeit galt. Wem aber vom Spruche des Fatums das Loos des Herrschers zugetheilt, wem bestimmt war, eine Krone auf dem Haupte zu tragen, dem schlangen die Parzen schimmerndes Gold durch den Lebensfaden und bestimmten somit unwiderstehlich sein Geschick. Die Sage ist sinnig und bedeutungsvoll für eine Zeit, wo die Könige Schächer sein und die Schächer Könige werden konnten, wo selbst die unsterblichen Götter herabstiegen, sich mit den Töchtern der Menschen zu vermählen. Weniger anwendbar ist die Mythe auf unsere heutigen, in dieser Hinsicht weit weniger idealistischen Institutionen und Verhältnisse. Die Bahn ist vorgezeichnet, welche wir zu durchlaufen haben, und mag es dem Geiste, der Kraft, dem Glücke gelingen, dieselben bis ins Unendliche zu verfolgen, immer werden wir auf Schranken stoßen, die niederzureißen oder über die emporgehoben zu werden nur selten einem Sterblichen gelingt.

Die neueste Geschichte Frankreichs zeigt uns mehre Beispiele eines solchen glänzenden Lebensgeschicks, namentlich auch an zwei Frauen, die beide Kinder einer südlichen Natur, beide Töchter altadliger Häuser, bestimmt waren, Frankreichs Kaiserkrone zu tragen. Auf der Insel Martinique webten die Parzen das schimmernde Gold in den Lebensfaden von Josephine Tascher de la Pagerie, der Gemahlin Napoleons des Ersten; in Granada, der alten Mauernstadt, spannen die Schicksalschwester einen ähnlichen Faden, als ein Kind zum Leben erwachte, welches bestimmt war die Gemahlin von Hortensien's Sohne, Josephinens Enkel, zu werden und mit ihm den Thron einzunehmen, den eine Prophezeiung ihr und ihren Nachkommen verheißen hatte.

Eugenie Marie von Guzmán, Gräfin Teba di Montijo, die Tochter eines uralten spanischen Grandengeschlechtes, gleich ausgezeichnet an Schönheit wie an Geist, ist geboren zu Granada im Jahre 1826 und zwar am fünften Mai, demselben Tage, an welchem wenige Jahre früher auf St. Helena der Tod das Auge Napoleons des Ersten schloß. Derselbe Tag, der auf der fernen Insel des atlantischen Meeres den großen Kaiser sterben sah, ließ in Spanien die Frau geboren werden, welche von seinem Neffen, dem Neubegründer seiner Dynastie, auf den französischen Kaiserthron erhoben werden sollte.

Die Kaiserin Eugenie, deren Bild wir heute unsern Leserrinnen vorlegen, und die nicht nur Herrscherin eines der schönsten Länder Europa's ist, sondern auch der ganzen civilisirten Welt Gesetze vorschreibt in allem was Mode, Geschmack und Luxus anbetrifft, trägt die französische Kaiserkrone jetzt elf Jahre, indem Napoleon der Dritte, nachdem er sich am 2. December 1852 unter diesem Namen zum Kaiser der Franzosen erklärt hatte, am 29. Januar 1853 sich mit ihr vermählte. Um dieselbe Zeit, als die Conferenzen zu Paris dem blutigen Krimkrieg ein Ende machten und Frankreich zu einer bedeutenden Machtstellung unter den europäischen Reichen erhoben, beschenkte die Kaiserin ihren Gemahl mit dem einzigen Sprößling ihrer Ehe, dem kaiserlichen Prinzen Napoleon Eugen Louis Johann Joseph, geb. den 16. März 1856. Er ist Erbe des Kaiserreiches, wenn ein günstiges Geschick ihn bewahrt vor dem Schicksale, das während der letzten siebenzig Jahre hinter einander fünf Prinzen heimsuchte, die alle für den französischen Thron bestimmt schienen, ohne daß es einem von ihnen vergönnt war, ihn zu besteigen.

## Ein Drama in der Luft.

Original-Novelle von Adolf Schirmer.  
(Schluß.)

Der Brief des unglücklichen Spaniers war vom Schreib-tische verschwunden, Dolores hatte ihn in das Büsientuch geschoben.

Lächelnd empfing sie den Geliebten.  
Nur ein Weib versteht es, mit gebrochenem Herzen zu lächeln, ja zu scherzen.

„Du kommst spät, mein Freund!“ sagte sie — „wärest Du weniger Cavalier, ich hätte längst besorgen müssen, Du fürchtest dieses Stelldichein! Du wußtest ja, daß ich heute mit Dir in gefährliche Regionen fahren werde, in denen die Kühnheit sogar der Geschicklichkeit nachstehen muß.“

„An Deiner Hand ginge ich mit Freunden zur Hölle, um so sicherer werde ich also entzückt mit Dir gen Himmel schweben. Und dann — soll ich fürchten, was mir täglich Dein Herz eröffnet? Ich gelange heute auf einem anderen Wege dahin, das ist alles!“

„Ich weiß, der Herr Baron von Ransay ist nie um eine anmuthige Wendung verlegen!“

„Seit die verkörperte Poesie mir verstattet, ihr hübsigen zu dürfen. Doch wie? Du bist heute so bleich?“

„Es ist nichts! Ich habe die Nacht schlecht geschlafen.“

„Om! — Man hat hier ein Feuer angezündet? Und es ist etwas in der Luft hier —! Womit parfümirst Du Deine Salons?“

„Ich will Dir sagen, was Du denkst — mit Liebesbriefen, die der künftigen Gattin würden unbequem geworden sein.“

„Ich rechne zu meinen Fehlern weder Eifersucht noch In-discretion.“

„So wirst Du das Muster aller Ehemänner sein. Doch es ist spät, mein Freund. Man darf eine Menge nicht warten lassen, die ihr Vergnügen bezahlet. Celine!“

Die Dienerin erschien mit einem reizenden florentiner Hüthen und einem weißen Shawl, dessen zartes Gewebe wie Silberwellen niederfloß.

„Gestatte mir, in Deiner Gegenwart meine Toilette beendigen zu dürfen.“

„Gestatte mir zuvor, liebe Dolores, Dich einen Augenblick durch andere Dinge zu beschäftigen.“

„Wie, mein Freund?“

Arthur antwortete nicht, er schritt zur Thür, öffnete sie und rief einem seiner Diener, der ihn bereits eine Stunde beim Portier erwartet hatte und ihm dann bis in den Vorfaal gefolgt war.

Der Diener erschien mit einem umfangreichen Carton und verschiedenen kleinen Etuis, und entfernte sich sogleich, nachdem der Baron ihm alles abgenommen.

„Ich habe mir erlaubt,“ begann Arthur, den Carton öffnend, — „nach einem Deiner Kleider etwas anfertigen zu lassen, das sich hoffentlich Deinen Beifall erringen wird.“

Ein herrliches Kleid von weißem, silberdurchwirkten Moiré mit kostbarem, reichen Besatz von wunderbar schönen Brüsseler Spitzen und einer zarten Liliengarnirung, aus der Diamanten gleich Thautropfen hervorblitzten, entquoll dem Carton.

„Dein Brautkleid!“ flüsterte Arthur.

Dolores bebte leise, fast unmerklich, sie schwankte und mußte sich an der Lehne eines Sessels halten.

Doch das war nur ein Augenblick, Arthur sah nichts davon in der Freude seines Herzens.

„Mein Brautkleid!“ stammelte sie, in tiefster Seele erschüttert.

„Und hier,“ rief Arthur froh bewegt, ein Etui öffnend — „ist ein Schmuck. Doch wenn Du ihn trägst, so schlage den Blick zu Boden, Deine Brillanten nicht durch die Edelsteine Deines Angesichts zu beschämen!“

Dolores sah weder die funkelnden Diamanten, noch hörte sie die einschmeichelnden Worte des Mannes, an dem ihre ganze Seele hing.

Das sonst so starke Mädchen rang einen Moment vergeblich nach jener Fassung, die sie bis jetzt in Gegenwart ihres Geliebten so energisch sich bewahrt hatte.

„Mein Brautkleid!“ stammelte sie von Neuem und sank schluchzend auf Arthurs Schulter.

Armer Arthur! Er nahm den letzten Ausbruch eines qualerfüllten Herzens für Freudenthränen. Er küßte die Hände, den Hals, die Lippen seiner Braut, er schwelgte in Wonnen.

Und Dolores?

Auch dieser letzte Kampf ging vorüber. Sie ward ruhig, nicht einmal die Wimper ihres schönen Auges zuckte mehr — sie lächelte wieder.

„Du thust so viel für mich, Arthur, zu viel!“ begann sie.

„D trübe meine Seligkeit nicht durch solche Worte!“ flüsterte er. — „Dolores, ich bin unendlich glücklich! Doch fort von Paris! Hier regiert nur der Sinnenrausch oder das jar-



Eugenie, Kaiserin der Franzosen.

fastische Lächeln. Die Atmosphäre der Salons, das kaltherzige Treiben einer ungläubigen, gleichgiltigen Menge umstarrt die tiefe, leidenschaftliche Gluth einer reinen, süßen Liebe. Hier berechnet man die Empfindungen nach Effecten und treibt mit den heiligsten Gefühlen ein gleichnerisches, frevelhaftes Spiel. Fort von hier! Unsere Liebe soll unter Blumen tändeln, in die geheimnißvollen Schatten des Waldes tauchen, auf Bergeshöhen im Glanze der Abendröthe sich sonnen! Ich habe eine Villa am Comeresee gemiethet, aus Lorbeer- und Orangenbüschen blickt sie nieder auf die sanfte Fluth, und ein Himmel lächelt darüber hin wie stille blaue Verklärung. Dort laß uns lieben und träumen!

Welcher Sterbliche litte nicht Qualen des Tantalus in der Lage der armen Dolores?

Doch auch dem Schmerze sind seine Grenzen gesteckt, und Dolores hatte mit sich abgeschlossen. Jegliche Empfindung in ihr trug nur noch die Farbe eines verzweifelt Entschlossenen, doch auf den Lippen hatte sie ein Lächeln für alles — Arthur hätte ihr ein Paradies zu Füßen legen können, sie würde mechanisch gelächelt haben.

Und Arthur ahnte nichts — er war zu lebhaft mit seinem Glücke beschäftigt.

Auch der erfahrenste Beobachter täuscht sich leicht da, wo sein Herz mit im Spiele ist — das Herz ist nichts weniger als die Mutter objectiver Ruhe.

„Ein schöner Traum,“ sagte Dolores lächelnd — „zu schön für diese Erde!“

„Er verwirklicht sich in wenig Tagen, und diese Wirklichkeit wird schöner sein als der Traum! Doch ich vergesse!“ — fügte Arthur hinzu, fast unmutig und gewaltsam eine Fülle der lieblichsten Empfindungen unterbrechend — „daß Du heute noch die Sklavir des vielköpfigen Ungeheuers Paris bist — Paris erwartet Dich!“

„Du hast Recht,“ sagte Dolores — „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“

Sie umarmte den Geliebten und — lächelte.

Der Carton schloß sich, mit ihm eine Welt zauberischer Gefühle, die holde Phantasie eines süßen Liebesrausches.

Die Toilette der Donna war rasch beendet.

„Du hast noch keine Anstalten zur Abreise getroffen, bemerke ich!“ sagte Arthur, während sie die breite Stiege des Hauses hinuntergingen.

„Ich werde nur mit leichtem Gepäck reisen, mein Lieber, und das ist in einem Augenblicke zusammengelassen.“

„Und Deine Meubles, Deine kleinen Schätze?“

„Ein Agent, an den ich alles verkaufen werde, ist auf morgen zu mir befohlen.“

Die Equipage des Barons, ein gracibler Tilbury mit herrlichen Schimmeln bespannt, hielt im Portale. Ein kleiner Neger in reicher Livree griffte am Schlage.

Ransay stieg ein, Dolores folgte ihm, das kleine schwarze Ungeheüm kletterte mit der Gewandtheit eines Affen auf den Dienersitz, und fort ging es im Galopp über die Boulevards des Capucins und Madelaine.

III.

Auf dem Plage de la Concorde, in den Champs Elysées, bis hinauf zur Barrière de l'Etoile wogte eine bunte, unabsehbare Menge.

Selbst der Triumphbogen war mit Menschen übersät, und bis zum Boulogner Wäldchen sogar flutheten die Wogen des Volksgebranges.

Man hatte drei Tage lang an allen Straßenecken von Paris die colossalen Anschlagzettel gelesen, welche verkündeten, daß Sennora Dolores zum letzten Male mit dem Niesenballon „Mexico“ aufsteigen werde; Veranlassung genug, halb Paris um das Hippodrom zu schaaren.

Das Wetter war einer Luftfahrt nicht allzu günstig, die Sonne lachte wol hernieder, doch erschien der Himmel nicht völlig klar, und eine starke Luftströmung in den höheren Regionen trieb lange Wolkenstreifen mit rasender Eile von Osten nach Westen.

Der Eingang zum Hippodrom ward bestürmt — Alles drängte, zerrte, tobte — noch nie hatte dort ein größeres Gedränge stattgefunden. Corpulente Herren, angsterrückte Damen schwankten händeringend in diesen tosenden Menschenwellen, ohne mit ihren Füßen den Boden berühren zu können, Hunde wurden zertreten, an Kindern fast buchstäblich der Auspruch Salomo's vollführt, freischwimmende Mütter überrückten die Donnerrufe nach Billeis, Mantillen und Kleidersäume wurden zerknittert und zerseht, von Fracks verschwanden die Schöße, von Köpfen die Hüte, Wehklagen, Geschrei, Schreien, Ranken, Jubeln durchbrauste die Stiauft, die wie Nebelqualm das tolle Gewirre umkreiste.

Im Hippodrom fand eine Festvorstellung statt; mit reizender Schnelligkeit überwogte der Menschenstrom Logen, Sperrsitze, Amphitheater, kein fußbreit Raumes blieb unbesetzt, der Circus glich einem mächtigen unbedeckten Treibhause.

Inmitten des Mundtheiles, um den sich die Rennbahn zieht, schwante gleich einem Trunkenen der Ballon, durch starke Stricke an den Boden gehalten. Um das Ungeheüm waren Diener des Hippodrom beschäftigt, und ordneten dieses und jenes.

Um das Ankleidezimmer der Amazonen, die vor der Luftfahrt ihre üblichen Wettritte halten sollten, scharte sich eine Anzahl Verehrer und Sportsmen, dieser mit Blumen, jener mit Zuckerwerk und gefüllten Bonbons. Man scherzte, lachte und verabredete Partien für den Abend.

Zierliche Grooms führten die schnaubenden Renner auf und nieder.

Endlich ward das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gegeben.

Die Amazonen brauseten dahin, zahllose Rufe folgten ihnen, ein wildes Kreuzfeuer von Bravo's schallte ihnen von allen Seiten anporrend entgegen.

Die Siegerin ward mit Hurrah und Beifallsklatschen begrüßt. In diesem Augenblicke hielt Ransay's Tilbury an jenem kleinen Eingange, der ausschließlich für die Mitglieder des Hippodrom bestimmt ist.

Dolores entschlüpfte dem Wagen, Arthur warf dem Schwarzen die Zügel hin und folgte ihr in den Circus.

Die schöne Spanierin schritt rasch zum Ballon, man erkannte sie, ein Murren, gleich der Brandung des Meeres, lief rings umher und ward zu lautem Beifallsjubel.

Dolores achtete dessen nicht.

Sie prüfte erst den Ballon, das Ventil, die Gondel, die Stricke, den Füllapparat, und ertheilte ihre Befehle an die geschäftigen Diener.

Sie legte selbst Hand mit an — in wenigen Minuten war alles zur Luftfahrt geordnet.

Arthur blieb an der Seite seiner Geliebten, eine eigenthümliche Empfindung hatte sich seiner bemächtigt, gewissermaßen eine bange Erwartung, doch lächelte er bei den Zubeitungen und sein Antlitz trug den ruhigsten Ausdruck.

Und nun bestieg Dolores mit Arthur die Gondel.

Ein Flüstern ging rings umher.

„Wer ist der junge Mann?“

„Ein Bruder vielleicht!“

„Nein, ein Engländer, der geschworen hat, auf irgend eine Weise den Hals brechen zu wollen.“

„Ein Arbeiter, der sich über seine Nebenbuhler erheben will.“

„Einige der eleganten Zuschauer erkannten Ransay.“

„Was Teufel,“ hieß es, — „er wird dieses Weibes halber den Verstand verlieren!“

„Und sein Vermögen obendrein!“

„Sie wird es ihn als Ballast betrachten lehren!“

„Das giebt ein Bild für den Charivari!“

„Ein devilish fluger fellow,“ sagte Lord Mutton — „er wird jedenfalls haben ein Rendezvous ohne Zeugen!“

In einiger Entfernung stand der einarmige Hauptmann Eugène, der Freund Arthurs. Er hatte sich nicht versagen können, den Circus in aller Stille aufzusuchen.

„Also doch!“ murmelte er vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Arthur sah, Dolores stand hoch aufgerichtet in der Gondel. Sie hatte Shawl und Hut entfernt, ihr reizendes Antlitz war bleich, wie das einer Marmorstatue, ihr Blick stammte kühn in die Runde.

Ein gebieterisches Wort, ein Wink — die Stricke lösten sich, und der Ballon erhob sich pfeilschnell in die Luft.

Beispielloses Jubelgeschrei ertönte aus hunderttausend Reihen vom Hippodrom und den Champs Elysées. Aus den Logen, von der Höhe des Triumphbogens, in den Promenaden, selbst von den Fenstern der angrenzenden Häuser aus schlangen unzählige Damen ihre Taschentücher, und eine Armee von Operngläsern und Lorgnetten setzte sich in Bewegung.

Der Ballon erhob sich fast senkrecht bis zu einer Höhe von etwa zwölfhundert Fuß.

Noch immer stand Dolores hoch aufgerichtet da, ein Lächeln des Triumphes schwebte auf ihren Lippen, ihre Wangen waren leicht geröthet.

Arthur schaute mit sprachlosem Erstaunen in die Tiefe hinab.

Dort unten lag die colossale Arena, die sie vor wenigen Secunden erst verlassen, zu einem kleinen Fingerring zusammengeschrunpft. Die bunte Menge des Hippodroms und seiner Umgebung glich tausendfarbigen Punkten, die kaum dem Auge sichtbar, massenhaft durcheinander wimmelten. Aus den hohen, üppigen Laubbädern der Champs Elysées, des Tuileriengartens, wie des Boulogner Wäldchens waren liebliche Nasenplätze geworden, deren frisches Grün sich kaum von der Erde abhob.

Die ineinander verschlungenen Promenaden, die fernhin sich durchkreuzenden Chaussees, erschienen wie ein zartes Gewirre drapirbarer Bänder auf tiefergrüner Sammetteppich. Und der stolze Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, an der soeben noch der Ballon vorüberstriefte, wie die kühne Pyramide von Luxor des Eintrachtplatzes und der majestätische Dom der Invaliden, sie alle waren durch die schwindelnde Höhe, von der Arthur nieder schaute, zu winzigen Spielereien herabgedemüthigt.

Doch vor allem gewährte Paris einen unbeschreiblichen Anblick, Paris mit seinen zahllosen Giebeln, seinem düstergrauen Häusermeere, seinen labyrinthartigen Gassen, seinen Palästen, Kirchen, Plätzen, Monumenten, Quais, Brücken, Festungswerken und Boulevards. Ueber allem lag ein leichter Duft, wie Abendnebel in feuchten Thälern, und durch alles hin schlangelte sich, einem Silbergürtel gleich, die prächtige Seine, blinkend im Sonnenglanze, der lieblich verklärte Reflere auf diese Wunder der zauberischen Weltstadt warf.

Und rings umher, wie mit sanften, laubigen Kränzen umwoben und vom Sonnenlichte vergolbet, tauchten in bläulicher Ferne Neuilly, St. Cloud, Versailles, Montmorency, Anteuil, Passy und viele kleine Ortschaften auf.

Es war ein feenhafter Anblick!

Arthurs Lippen entrang sich ein leiser Ausruf der Bewunderung.

Dann pries er begeistert die Schönheit dessen, was er sah.

Dolores war beschäftigt, den Ballon zu lenken, der, in leiser Strömung schwankend, über Paris dahinschwebte.

Ein Summen und Brausen, das dem Geräusche glich, welches eine ans Ohr gehaltene Muschel verursacht, tönte von dort herauf.

Dolores schaute nicht hinunter, sie prüfte erst den Lauf der nabe über dem Ballon hinsüßenden Wolken, die eine nordwestliche Richtung verfolgten.

Hastig warf sie Ballast aus, der Ballon stieg, bis er fast den Saum der untersten Wolfenschicht berührte, und folgte dann plötzlich, dem rasenden Laufe der Wolken.

Arthur klammerte sich an die Gondel; die rastlose Schnelle, mit der das Luftschiff sich fortbewegte, benahm ihm fast den Athem und ließ ihn kaum mehr die Gegenstände tief unten erkennen, die er soeben noch bewundert hatte, und von denen sie sich jetzt auffallend rasch entfernten.

Dolores sah ihm gegenüber — das stereotype Lächeln umspielte wieder ihre Lippen.

Paris war unter ihnen in nebelgrauer Ferne verschwunden, St. Denis zur Rechten, St. Germain zur Linken, folgten der Hauptstadt mit Windeseile, und die Seine blieb ihre Gefährtin, gleich einer riesigen, glänzend sich dahin windenden Schlange.

Doch auch sie, fast der einzige Anhaltspunct des umherirrenden Auges, sollte bald vor Arthurs Blicken erlöschen.

Dolores warf von Neuem Ballast aus, der Ballon verschwand in den Wolken und undurchringlicher Nebel umhüllte die Segler.

Arthur gewahrte nichts um sich her, nicht einmal die kühne Geliebte, deren Antlitz doch nur eine Elle etwa von dem seinigen entfernt war.

Dem sonst so entschlossenen jungen Manne begann das Herz hörbar zu klopfen.

„Dolores,“ sagte er, nach ihrer Hand tastend — „bist Du gesonnen, mich in den Mond zu führen?“

„Wir müssen diese Wolfenschicht durchkreuzen!“ sagte sie ernst.

Nach wenigen Augenblicken schwebte der Ballon wieder im klaren, tiefblauen, unendlichen Aether. Die scheidende Sonne warf all' ihr Gold auf die Liebenden.

Unter ihnen aber wogte und schäumte jetzt das weiße, glitzernde Wolkenmeer, weithin in den wunderbarsten Gestaltungen, mächtige Risse enthüllten ihnen von Zeit zu Zeit die ferne Erde, die gleich einem matt beleuchteten Panorama fast nebelhaft in unbestimmten Farben heraufdämmerte.

Der Ballon hatte nicht die Strömung verlassen, die ihn mit Sturmesile nach Nordwesten trug.

Arthur schwelgte im Bollgenusse aller der Herrlichkeiten, die sein trunkenes Blick zu erspähen vermochte. So gewaltig ergriff ihn die Erhabenheit der majestätischen Schöpfung, daß er, keines Wortes mächtig, zusammengekauert dasaß, staunend, selbstvergessend, verzückt, das Herz voll ungeahnter, wunderbarer Empfindungen.

Stunden strichen mit raschem Fittig an seinem Haupte vorüber — er ahnte es nicht.

Dem kleinlichen Erdentreiben weit, weit entrückt, erhebt sich die Seele auch über Zeit und Raum.

Und Dolores sah schweigend dem Manne ihrer Liebe gegenüber, schweigend, ernst, hoffnungslos.

Für sie war nicht das Gold der Sonne, nicht das Paradies der hehren Schöpfung — sie starrte nach Nordwesten, all' ihre Sinnen, Trachten, Spähen ging dorthin.

Pflichtlich zertheilten sich die sturmgepeitschten Wolken unter ihnen mehr als vordem, ein großer Theil der Erde ward sichtbar und mit ihm der blinkende Schlangenlauf der Seine, an deren einer Krümmung es sich wie felsigrauer, compacter Schatten ausdehnte.

„Was ist das?“ rief Arthur, nach jenem Schatten deutend. — „Jetzt ist es dort — weit, weit hinter uns schon! Siehst Du? Was ist es?“

„Nouen!“ versetzte Dolores.

„Nouen?! Wie ist es möglich? Nouen ist fünf und dreißig Lienes von Paris!“

Dolores wies stumm auf die untergehende Sonne.

„Mein Gott!“ rief Arthur erstaunt, „hab' ich geträumt? Wie kann es sein —? Die Sonne sinkt —“

„Den Pariseren ist sie bereits untergegangen!“ entgegnete Dolores, sich hastig aufrichtend. — „Wir müssen ihren letzten Strahl erfassen!“

Und sie warf massenhaft Ballast aus, der Ballon verließ die furchtbare Strömung und erhob sich in ungläublich kurzer Zeit zur schwindelnden Höhe von eilftausend Fuß.

In leichte Nebel gehüllt lag, einer Landkarte gleich, tief unten das schöne Frankreich.

Dolores starrte, ängstlich fast, nach Nordwesten. Ein Silberstreifen zeigte sich am Horizont.

Dieser Streifen erweiterte sich mehr und mehr. Gistige Ruhe kam über das Antlitz der Spanierin.

Betroffen starrte Arthur nach jenem Silberglanze hinüber, der sichtlich an Ausdehnung gewann.

„Was bedeutet dieser Glanz, der dort wie ein funkelnder Spiegel sich auszubreiten beginnt?“ fragte er hastig.

„Es ist der Canal La Manche, der atlantische Ocean!“ sagte Dolores ruhig.

„Um Gottes willen!“ rief Arthur in höchstem Erstaunen — „wohin gerathen wir denn? Dort ist das Meer, die Sonne sinkt —! Wie lange noch soll diese Luftfahrt währen?“

„Sie ist zu Ende!“ sagte Dolores mit dumpfer Stimme.

Arthur blickte seine Geliebte an — jetzt erst gewahrte er den unbeschreiblichen Ausdruck todesmuthiger Entschlossenheit in ihren Blicken, die geisterhafte Blässe ihres Antlitzes, ihrer Lippen.

„Was ist Dir, Mädchen?“ rief er beunruhigt.

„Ich gedenke meines Vaters!“ sagte Dolores mit fester Stimme.

Arthur entfärbte sich.

„Deines Vaters?“ stammelte er — „in diesem Augenblicke —“

„Du warst der Zeuge seines Todes,“ fuhr Dolores langsam fort — „hast Du vergessen, daß heute sein Sterbetag ist?“

„Sein Sterbetag!“ murmelte Arthur, den plötzlich alle Fassung zu verlassen schien.

„Du sahst sein brechendes Auge, Du hörtest sein letztes Röcheln. Und ihn rührte der Schlag, sagst Du?“

„Ja, ja!“ lallte Arthur verstört.

„Arthur,“ sagte Dolores mit fast strengem Ernst — „wir schweben zwischen Himmel und Erde, jede Secunde kann uns Verderben bringen, jeden Augenblicke müssen wir bereit sein, vor Gott treten zu können! Sag — traf meinen Vater der Schlag, hast Du die Wahrheit geredet?“

Arthur schien nach Entschlossenheit zu ringen; er bebte.

Dann entgegnete er mit leiser, unsicherer Stimme: „Die Wahrheit!“

„So strafe den Lügen, der diese Zeilen schrieb!“

Und Dolores nahm den Brief ihres Vaters vom Busen. Sie entfaltete das Schreiben und hielt es dem Geliebten hin.

Arthur schwieg erschöpft und rang die Hände. Dolores blickte erschüttert zu Boden, alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, doch das arglose Abendroth verklärte mit rosigem Hauche ihr Schmerzensantlitz — so glänzt oft ein lebensfrischer Blüthenstrauch an gramgefüllter Brust.

„Ich fand Dich,“ fuhr Arthur bebend fort — „und eine Liebe zog in mein Herz, jene heiße, unnenmbare Liebe, die Gott zu Lust und Qualen geschaffen, die Paradies und Hölle auf Erden ist. Und als sich mir enthüllte, wer Du seiest, als mit das Geständniß Deiner Gegenliebe ward — o Dolores, da klammerte sich meine Seele an die einzige Hoffnung, auf Sühne des Vergangenen, da nahm ich Deine Liebe als den Palmzweig des Friedens, den der Geist Deines Vaters durch Dich mir bot, als ein Zeichen des Himmels, daß mir noch Vergebung lächeln werde!“

Er schwieg von Neuem und sein angsterfüllter Blick hastete an den Lippen seiner Geliebten.

„Arthur,“ begann Dolores mit fester Stimme, „höre mich! Seit jenem Tage, da dieser Brief in meine Hände kam, habe ich die schrecklichsten Martern der Verzweiflung empfunden, — entsetzlich litt ich, litt wie Du leidest. Arthur, es giebt nichts Unseligeres auf Erden, als Du und ich. Ich liebe Dich, kein Weib hat so geliebt, wie ich Dich liebe — aber hier ist meine Sendung die Liebe nicht — ich gehöre mir nicht mehr an — ich darf nur noch das Werkzeug der Rache sein!“

„Was willst Du beginnen?“

„Ein Leben fordert das andere. Ich bin eine Spanierin. Ich muß das Gebot eines sterbenden Vaters erfüllen. Du darfst nicht lebend zur Erde zurück.“

„Tödtet mich!“ rief Arthur außer sich — „tödtet mich — doch nein, nein! Bestreife nicht Deine reinen Hände mit meinem schuldigen Blute! Ein Wink von Dir und ich stürze mich aus der Gondel hinab!“

„Und Du wägnst, ich könne leben ohne Dich?“ rief Dolores leidenschaftlich — „ich werde ein elendes Dasein hinschleppen, dem ein trübseliges Schicksal seine Kränze raubte? Arthur, kein Weib hat so geliebt, wie ich Dich liebe! Du mußt sterben — aber ich sterbe mit Dir!“

„Dolores!“ schrie Arthur entsetzt.

„Blicke hinab, Geliebter! Von dort unten schimmert es bläulich herauf — das ist der Ocean, dort ist unser Ziel. Bete zu Gott, daß er unseren Seelen gnädig sei!“

Dolores erhob sich, ihr Blick strahlte seltsam, sie raffte von der Gondel ein scharfes, verborgen gehaltenes Messer auf.

„Halt ein, Unglückliche!“ schrie Arthur mit dem Tone des Wahnsinns, umschlang die Geliebte und preßte sein Angesicht krampfhaft an ihre Brust.

Dolores küßte seine Stirn.

„Du wolltest einen Himmel mit mir theilen,“ rief sie — „ich — ich theile die Hölle mit Dir!“

Mit Blickesschnelle zerschchnitt sie den Strick, der die Gondel an den Fallschirm knüpfte.

Hochauf bäumten sich die schäumenden Wogen des Meeres und der wildkochende Gischt blinkender Kreise dehnte sich, gleich einem tobenden Strudel, weiter und weiter.

Am folgenden Tage trieb eine gerschnitterte Gondel bei Dieppe ans Land — Matrosen fischten sie auf.

Vierundzwanzig Stunden später stand in den Pariser Zeitungen, daß die tüche Luftschifferin Dolores und der Baron von R... auf einer Luftfahrt verunglückt seien.

In Paris ward eine halbe Stunde davon geredet.

[747]

### Verföhnung.

Nach d. Engl. des Charles Swain.

Wenn Du durch übereiltes Wort  
Verloren einen Freund,  
So ruf' zurück ihn an Dein Herz,  
Wie schwer's dem Stolz auch scheint.  
Wahn' ihn an fernem Tage Glüd,  
— Zur Dauer, ach, zu schön —  
Frag ihn, ob Jahre voller Trenn  
Bei einem Wort vergehn?  
O, wenn durch übereiltes Wort  
Verloren Du den Freund,  
So ruf' zurück ihn an Dein Herz,  
Wie schwer dem Stolz es scheint.  
O, sag' ihm, daß in Deinem Geist  
Der Freude Licht verfliehet,  
Daß in der Schmerz erfüllten Brust  
Dein Herz so sehnsuchtfrank;  
Daß Berg und Thal, daß jeder Ort,  
Der sonst Dich ihm vereint,  
Dich zürnend frage, vorwurfsvoll —:  
Wo hast Du Deinen Freund?  
O, wenn durch übereiltes Wort  
Verloren Du den Freund,  
So ruf' ihn wieder an Dein Herz,  
Wie schwer dem Stolz es scheint.

M. Harrer.

### Die Höflichkeits-Formen der Gesellschaft.

Von Emmeline Raymond.

Die Höflichkeit ist eine Tochter der Civilisation, bestimmt, die Güte zu zeigen wo sie ist, und zu erregen wo sie nicht ist.

#### III.

Unterhaltung. — Leute die sich wichtig machen. — Dementi. — Redheit der Meinungsäußerung.

Sicher wird es Niemandem einfallen in diesen Zeilen eine Sammlung von Fragen und Antworten über die gebräuchlichen Conversations-Gegenstände, nebst erläuterndem Anhang über die von dem guten Geschmack gebilligten und verworfenen geistlichen Formen zu suchen. Ein solches Werk niederzuschreiben wäre ebenso kindisch als unnütz, denn die darin enthaltenen Rathschläge würden und könnten niemals Anwendung finden, weil es unmöglich ist, den Strom der Unterhaltung, dessen Richtung sich vorher nicht berechnen läßt, in vorbereitete Schranken zu bannen. Nur im Allgemeinen läßt sich Rath ertheilen zur Vermeidung mancher conversationellen Klippe, im Uebrigen muß dem gefunden Verstand überlassen bleiben, aus jenen Rath-

schlägen für jeden besondern Fall die tauglichen Lehren zu entnehmen.

In jeder Lehre des guten Tons findet man, wenn man sich nur die Mühe nehmen will darnach zu suchen, den Keim oder die Keimkeule einer Tugend. So spricht sich die Nächstenliebe, die da fordert: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“, in geselliger Beziehung aus durch die Sorgfalt, unsere eigenen Interessen zu verleugnen, uns ausschließlich mit Andern zu beschäftigen und mit den Gegenständen, die diese interessieren. Man kann mir entgegen, wenn alle Welt dieser Vorschrift streng folgte, würde es an Gegenständen der Unterhaltung fehlen. Ach, es ist nicht zu befürchten daß jener Fall eintrete; selbst wenn zwei wohlgezogene Personen zusammentreffen, ist stets eine Höflichkeit als die andere, und die Höflichere, gutmüthigere ist bereit Opfer zu bringen, welche die andere als selbstverständlich und natürlich annimmt, besonders wenn sie mit wahrer Liebenswürdigkeit gebracht werden.

Spricht man also von sich selbst, so thue man es niemals lange. Man bedenke daß Mittheilungen, die sich auf uns, auf unsern Geschmack, auf unser Empfinden beziehen, Andern nicht den Grad von Interesse einflößen können, den wir daran haben; und wenn unser Egoismus sich gegen diese Zurückhaltung empört, müssen wir ihn zügeln durch den Gedanken, daß der Egoismus der Andern ein solches Gespräch sehr abgeschmackt finden würde. Gänzlich zu schweigen über Alles was die eigene Person betrifft, ist indeß unbillig, weil es verathen würde, daß man der Person mit welcher man spricht, einen zu starken Egoismus zutraut und überhaupt zu tief mit den Schwächen des Menschenherzens vertraut ist.

Gewiß sind schon jeder meiner Leserinnen, wie mir, Menschen begegnet, begabt mit Verstand und vielen unbestreitbar guten Eigenschaften, trotzdem aber im Besitz des traurigen Privilegiums, allgemein zu mißfallen. Ihr Gang, ihre Haltung, ihre Sprache, der Ton ihrer Stimme, alles an ihnen hat etwas Niedererschlagendes, Reibendes, Verwundendes für die, mit denen sie in Verührung kommen. Es sind dies Leute, die sich wichtig machen, und wer sich wichtig macht, ist immer unhöflich, weil selbstsüchtig und eingebildet auf sein Verdienst. Stets wird er Euch zu beweisen suchen, daß Ihr nicht wißt was Ihr sagt, Ihr mögt nun ein Lob oder einen Tadel aussprechen. Er macht ironische Bemerkungen über berühmte, anerkannt verdiente Namen, weil nach seiner Ueberzeugung er, der mit jedem Talent Begabte, Alle die sich über die Masse erhoben, leicht hätte übertreffen können wenn er es nur gewollt. Ueber seinen Kreis hinaus hört für den, „der sich wichtig macht“, alle Christen auf, und er brüht auch ohne Umschweif mit gänzlicher Verleugnung der Höflichkeit so oft als möglich sein Mitleid aus mit der Beschränktheit Derer, welchen nicht das Verehren, was er.

So geringfügig auch solche Schwächen sind vom Standpunkt der Moral, so bedeutend und so störend sind sie im geselligen Umgang. Weil keiner ganz frei ist von Eitelkeit, macht der, welcher die feine zu offen zur Schau trägt, sich Alle zu Feinden. Jeder fühlt sich verletzt durch den herausfordernden Ton seiner Unterhaltung, sucht die eigene Meinung gegen die fremde, überhebend ausgesprochene zu verteidigen, und die Unterhaltung, statt ein Tournier, ein glaciöser Kampf mit ungeschärften Waffen zu sein, wird ein erbitterter Zweikampf oder ein tumultuarischer Scharmüchel. Die guten Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche ein solcher Renommist sonst besitzen mag, verschwinden in den Augen der Gegner, weil er sie selbst zu hoch schätzt und eine zu große Superiorität beansprucht. Man ist immer geneigt, selbst verdientes Lob dem zu verweigern, der sich stets des Lobes würdig hält.

Am höflich, um liebenswürdig, oder besser noch um geliebt zu sein, muß man die Forderungen der Eigenliebe befriedigen und sich entschließen, auch des Nächsten Berechtigung anzuerkennen, indem man die Unabhängigkeit seines Geistes, d. h. seine Meinung respectirt. Die eigenwilligen, herrschsüchtigen Gemüther stehen bald vereinsamt da, nicht weil sie feste Grundsätze haben, nicht weil sie sich im Besitz der alleinigen Wahrheit glauben, was mit wenigen Ausnahmen ja bei allen Menschen der Fall ist, sondern weil sie Andern ihre Ueberzeugung aufdringen wollen, weil sie, ihre eigene Denkfähigkeit verteidigend, die Denkfähigkeit Anderer angreifen. Diese Ungerechtigkeit empört die Gemüther, weckt Mißtrauen und macht, daß Jeder sich in Vertheidigungsbereitschaft setzt. Selbst das rednerische Feuer, zu welchem herrschsüchtige Geister nur zu oft Zuflucht nehmen, schadet ihrer Sache mehr als es nützt. Hestigkeit hat noch nie Proseliten gemacht, denn wenn der Menschengeist auch willig ist sich überzeugen zu lassen, so weigert er sich doch entschieden, sich erobert zu lassen. Durch Nachdenken gelangen wir zu diesen Wahrnehmungen, der gesunde Sinn für Höflichkeit lehrt uns sie in Wirksamkeit setzen, damit der Verkehr mit unsern Gleichen jene Anmuth erhalte die von dem Vergnügen an der Geselligkeit unzertrennlich ist. Sobald alle unsere Achtung, Bewunderung und Aufmerksamkeit sich auf unsere eigene Person concentriren, sind wir völlig untauglich zum Verkehr mit Andern. Jedes Zusammenfinden giebt dann Veranlassung zu Streit; die Discussion, statt sich in den gefälligen Formen zu bewegen, wo sie die Unterhaltung belebt ohne zu erbittern, artet aus in systematischen Widerspruch, und dieser führt, nach dem Gesetz der natürlichen Steigerung unausbleiblich zu der verwerflichen Gewohnheit, Andere der Lüge zu zeihen, oder nach dem Ausdruck der Franzosen: donner des démentis.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Ausdruck. Das Dementi ist wahrlich eine der verlegendsten Gestalten, welche Eitelkeit und Einbildung annehmen können; es ist eine grobe Waffe, welche vernichtet, nicht die gelegentliche Thatfache, sondern jede Sympathie für den, welcher mit so verächtlicher Waffe streitet.

Stets — ausgenommen nur in Fällen, wo es auf Vertheidigung eines schuldlos Angeklagten ankommt — muß ein Dementi sorgfältig vermieden werden, weil es die Beleidigung enthält, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit und Urtheil des Andern zu bezweifeln. Es enthält des Sprechers unzweideutig ausgesprochene Ueberzeugung der eigenen Unfehlbarkeit neben der schamlosen Erklärung fremden Irrthums. Selbst bei den wichtigsten Gelegenheiten, z. B. der oben angeordneten Art, darf eine Person die auf gute Erziehung Anspruch macht, ihre Vertheidigung nicht in ein allzu directes Dementi kleiden.

Man dulde nicht, daß die Ehre des Nächsten angegriffen werde, wenn man überzeugt ist, daß die Beschuldigung eine ungerechte, doch genügt es Zweifel zu äußern an der Zuverlässigkeit der Beweise, worauf die Anklage sich gründet, und muß dabei sorgfältig vermieden werden, daß der Ausdruck des Zweifels in beleidigende Persönlichkeiten übergehe. Kurz man muß sich nur auf die Vertheidigung selbst beschränken, diese mit Nachdruck führen ohne die Gebote der Höflichkeit zu verletzen, und sorgfältig sich hüten die Grenze zu überschreiten, wo die

Vertheidigung zum Angriff wird, denn dadurch fielen wir ja selbst dem Fehler anheim, den wir bekämpfen.

Ferner ist es rathsam, jenen gebieterischen schroffen Ton beim Sprechen zu meiden, der oft allein schon hinreicht, Mißfallen zu erregen und den Redenden die Seelen zu entfremden. Der einem jungen Mädchen, einer Frau natürlichste und daher ansprechendste Ton ist der der Sanftmuth und Bescheidenheit.

Bekundet der Klang der Sprache die entgegengekehrten Eigenschaften, so wird er stets mißfällig sein, weil er eitle Präntationen verräth, den Wunsch zu dominiren und Aufmerksamkeit zu erregen. Diese wird allerdings erregt, Dank der erhobenen Stimme und der herrischen Redeweise, welche sich heut zu Tage nur gar zu oft in Frauenkreisen vernehmen lassen. Aber man bedenke daß Aufmerksamkeit nicht immer mit Wohlwollen begleitet ist, und daß Präntationen, welcher Art sie auch sein mögen, unausbleiblich den Tadel herausfordern. Doch, ich bemerke eben, daß der letztgenannte unabwiesbare Aufmerksamkeits-grad eigentlich über das Ziel hinausgeht, das ich im Auge hatte, da es viele Frauen giebt, die den Tadel dem Nichtbemerktwerden vorziehen, wenn man nach den Mitteln urtheilen darf, die sie anwenden um sich bemerkbar zu machen.

Indeß — wer kann das Menschenherz ändern? Und wenn es auch zu manchen Zeiten den Kultus der edleren Gefühle verläßt, um Götzen zu opfern, so sind diese Verirrungen doch im Wesentlichen rasch vorübergehend, was auch dagegen gesagt werden mag von Seiten einiger Damen nach der Mode und solcher Frauen, die nach dieser „Würde“ streben.

Der größte Reiz einer Frau wird immer sein, im Leben wie in der Conversation nicht aufzufallen. Stets bleibt es mißfällig, eine Frau absprechende Reden in die Unterhaltung werfen zu hören, sie sprechen zu hören mit salbungsvoller Bestimmtheit wie ein Orakel, sie ihre Meinung äußern zu hören, als wäre diese die allein gute, allein richtige. Montaigne, ein geistreicher Schriftsteller Frankreichs, sagt: — Je donne mon avis, non comme bon, mais comme mien — (Ich gebe meine Meinung nicht als gut, sondern als mein). Bescheidenheit, Achtung des Nebenmenschen, Mißtrauen gegen die eigne Einsicht finden sich stets nur bei dem wahren Verdienst.

Wahrhaft gebildete und folglich höfliche Leute sind unter allen Umständen kenntlich daran, daß sie stets mehr an ihre Pflichten als an die ihnen gebührenden Rechte denken, während Leute von mangelhafter Erziehung stets auf ihre Rechte pochen und ihre Pflichten gegen Andere aus dem Auge verlieren.

Wir wollen hier noch eines Falles gedenken, in welchem weniger das Gefühl der Billigkeit als das der Langmuth in Wirksamkeit treten muß. Zuweilen begegnen uns im geselligen Leben Menschen von so naivem Egoismus, daß es ihnen unmöglich ist, auch nur einen Augenblick den Anschein zu geben, als interessire sie Etwas, das sich nicht direct auf sie bezieht oder sich ihrem gewohnten Ideenkreise eng anschließt. Sie hören gleichgiltig und sichtlich gelangweilt zu, bis vielleicht eine Wendung des Gesprächs ihr Lieblichsthemata an die Reihe bringt. Einmal im Sattel dieses ihres Stiefpferdes, reiten sie darauf herum ohne Ende, unbekümmert, ob sie den Uebrigen jezt die Langeweile verursachen, die sie selbst vorher empfunden. Diese Leutechen denken sich nichts Arges dabei, sie vermögen nur nicht sich vorzustellen, daß Jemand gleichgiltig sein könne gegen Etwas, das sie interessiert; sie haben es in der Philosophie nur erst bis zum Ich gebracht, zur Erkenntniß des Nicht-Ich reicht ihre Begriffsfähigkeit nicht zu.

Soll man solchen Personen gegenüber Wiedervergeltung üben, auf Gegenseitigkeit der gesellschaftlichen Rücksichten dringen? Nein, die Höflichkeit, der in der Gesellschaft der Ausdruck der Menschenliebe obliegt, entscheidet für das Gegentheil, bringt Opfer, auch wo kein Dank zu erwarten ist, und schenkt Theilnahme auch Solchen, die nicht im Stande sind die Gabe durch eine gleiche zu vergüten. Mit gebildeten Menschen tauscht man Höflichkeit, dem ungebildeten Egoisten schenkt man sie.

Wenn wir von allgemeinen Betrachtungen uns besonderen zuwenden, werden wir gewahr, daß der gute Ton manche Regeln feststellt, die jungen Mädchen gegenüber hier in Erinnerung zu bringen wol nicht unnütz sein dürfte.

Wird ein junges Mädchen von einer verheiratheten Frau angetroffen während es sitzend placirt ist, so ist es Erforderniß des Anstandes, sich zu erheben, stehend zu antworten und so lange stehen zu bleiben, als die Frau steht, wenn diese nicht ausdrücklich verlangt, daß das junge Mädchen Platz nehme. In diesem Falle mag es den Sitz wieder einnehmen, denn Gehorsam ist der feinste Höflichkeitsbeweis.

[757]

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Wort für den langsamen Walzer.

In einer Zeit, wo man sich durch ganz Deutschland bemüht, das Nationale auf allen Gebieten des geistigen und socialen Lebens zu der ihm gebührenden Geltung zu bringen, wo man darauf bedacht ist, das Fremdländische zu verbannen und ihm da, wo man es bestehen läßt, wenigstens keinen zu entschiedenem Vorzug über das Einheimische einzuräumen, in einer solchen Zeit ist es wol eben so gerechtfertigt, ein Wort zu Gunsten unseres so schmählich in den Hintergrund gedrängten deutschen Nationaltanzes zu sagen, als sich damit vorzugsweise an die Frauenwelt zu wenden, da ja in allem was Sitte und Mode anbetrifft, der Einfluß der Frauen stets ein überwiegender gewesen ist. In ihrer Hand liegt die Erhaltung des deutschen Wesens, also auch des deutschen Nationaltanzes.

„Aber besitzen wir denn wirklich einen solchen?“ fragen vielleicht manche unserer jüngeren Leserinnen. „Allerdings, obgleich Sie ihn kaum noch auf Ihrer eleganten Ballkarte verzeichnet finden, obgleich er, wenn er wirklich noch getanzet wird, seinen ursprünglichen Charakter fast ganz verloren hat. Erfundigen Sie sich bei Ihren Großmüttern und Großtanten, welchen Tanz man zu ihrer Zeit mit Vorliebe getanzet habe, und mit leuchtenden Augen, mit einem den rosigen Schimmer der Jugend zurückzaubern freudvollen Erinnern werden sie Ihnen antworten: „Den langsamen Walzer.“ Dieser und kein anderer ist aber unser Nationaltanz.

Unsere heutige Jugend scheint fast gar nicht mehr die Fähigkeit zu besitzen, sich so anmuthig träumerisch zu bewegen, wie es der langsame Walzer fordert. Es scheint, als habe sich das unser Jahrhundert charakterisirende Drängen und Zagen bis in den Ballsaal erstreckt, als genüge es nicht, durch Dampf zu reisen und zu schaffen, sondern als sei es durchaus nothwendig, auch in ähnlicher Weise zu tanzen. Derartigen Anforderungen entspricht nun freilich der langsame Walzer nicht, aber ebenjowenig verdient er den Vorwurf der Steifheit, Nüchternheit und Kässigen

Ruhe. Der langsame Walzer ist vielmehr in seinen Bewegungen fest und sicher, hat Leben und Anmuth und dabei jenes unaussprechliche Hangen und Wanken, er repräsentirt mithin in höchst eigenartiger Weise den deutschen Volkstanz und erfüllt somit alle Bedingungen, die man an einen wirklichen Nationaltanz zu stellen berechtigt ist.

Lassen wir uns ihn deshalb nicht abhandeln kommen, sondern bewahren wir ihn, wie wir jedes kernige Wort unserer Sprache, jede gute deutsche Sitte zu bewahren uns für verpflichtet halten. Fast alle Völker haben ihre eigenthümlichen Nationaltänze und halten dieselben in Ehren, warum sollten wir den unrigen verbannen, während wir alljährlich in unsere Salons neue fremde Tänze einführen, welche häufig genug weit weniger grazios und anmuthig wie der langsame Walzer sind.

Die Mode, besonders was die Ballettletten der Damen betrifft, ist in vielen Einzelheiten zu einem vergangenen Jahrhundert zurückgekehrt und hat, indem sie den Lehren desselben lauschte, sie auf geistreiche Weise mit den Erfindungen der Neuzeit zu verbinden und dadurch höchst graziose Schöpfungen hervorgerufen gewußt. Die Bewegungen des langsamen Walzers würden mithin vollständig mit den Erscheinungen unserer heutigen Damenwelt im Ballsale übereinstimmen, und der Tanz selbst könnte sich auch gleich den Toiletten den Anforderungen der Jetztzeit anschließen. Während nämlich der Tact des langsamen Walzers natürlich derselbe bliebe, würde es sich gewiß die Musik, die Schwester der Tanzkunst angelegen sein lassen, das so lange verbannt gewesene edle Kind derselben freudig einzuholen, es mit herrlichem Rhythmus und zeitgemäßen Instrumentationen zu schmücken. Die sanftgetragenen Tonwellen der Musik dürften alsdann der erstaunt aufstrebenden Menge triumphirend zurufen: „Wir bringen Euch nichts Unmodisches, Ueberlebtes, wol aber die Anmuth und Gemüthlichkeit zurück mit dem deutschen Walzer. Pleget ihn wol und laßt ihn nicht abhandeln kommen, denn er ist auch ein Stückchen Nationalität.“

R. V.

### Die Rolandsäule am Rathhause zu Halberstadt.

Unter dem Namen der „Rolandsäule“ findet man in vielen Städten des nordwestlichen Deutschlands auf dem Marktplatz oder an öffentlichen Gebäuden einen Steinkoloss in Gestalt eines geharnischten Mannes mit Schwert und Wappenschild, auf welchem, wie auf dem Fußgestell, zuweilen lateinische oder altdeutsche Inschriften angebracht sind. Die meisten dieser Bildsäulen stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, und die Volksfage erzählt, daß sie den Ritter Roland darstellen, welcher einer der gewaltigsten und tapfersten Helden aus dem Kreise Karls des Großen und seiner Palatinen war, dessen historische Existenz sich aber schwerlich nachweisen läßt. — Nach der Sage war Roland der Sohn von Karls d. Gr. Schwester Bertha und Milons von Anglant, — somit der Neffe des Kaisers, welcher einst in einem Kriege gegen die heidnischen Sarazenen nach scheinbar gelungener Unterwerfung derselben, den Roland mit einem Theil des christlichen Heeres als Hüter Spaniens zurückließ; — durch den bösen Ganelon an die Sarazenen verrathen, wurde das Christenheer vom Feinde überfallen und nach langem furchtbaren Kampfe der tapfere Roland getödtet. — Vor seinem Ende versuchte derselbe, durch den Kampf geschwächt, vergebens sein herrliches Schwert „Durendarte“, mit welchem er einst die Rolandsbresche in die Pyrenäen schlug, zu zerbrechen, damit es nicht in die Hände der Feinde falle; da ließ er auf seinem Horne „Olifant“ noch den letzten Hilferuf ertönen, der bis zu Karls d. Gr. Ohren drang und denselben herbeieilen machte, um den Tod des geliebten Roland zu rächen und den verrätherischen Ganelon zu bestrafen. Die Hauptmomente der Sage sind vielfach und schon frühzeitig in poetischer Form besungen worden; ein größeres französisches Volksepos von den Heldenthaten Rolands reicht bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück, und auch das deutsche Epos des Pfaffen Konrad, welcher Caplan im Dienste Heinrichs des Löwen war, entstand um dieselbe Zeit; in großartiger Weise aber wurde dieser Stoff von den italienischen Heldenepiken des 15. und 16. Jahrhunderts behandelt, unter welchen wiederum Ariost's „Orlando furioso“ das berühmteste geworden.

Außer diesen sagenhaften Beziehungen hatten die Rolandsäulen aber auch gleichzeitig die Bedeutung als bildliche Momente darzustellen: daß der Stadt die höchste Gerichtsbarkeit von Kaiser und Reich verliehen war; es wurden an der mit solcher Bildsäule geschmückten Stätte alljährlich die öffentlichen feierlichen Gerichtsverhandlungen gehalten, Todesurtheile vollzogen oder der Königsband ausgeprochen.

Auch die das Rathhaus zu Halberstadt schmückende Rolandsäule ist Zeuge vieler ernster Scenen und wichtiger historischer Zeitmomente geworden, denn das alte Halberstadt hat als Hauptstadt des ehemaligen, nach Einigen von Karl d. Gr., nach Andern von Ludwig dem Frommen um das Jahr 841 gestifteten Bisthums gleichen Namens die verschiedensten Schicksale erfahren. Nachdem es im Jahre 998 unter dem Bischof Arnulf theilweise neu erbaut und zur Stadt erhoben worden, wurde es 1113 von Kaiser Heinrich V. und 1179 von Herzog Heinrich dem Löwen niedergebrannt; im Jahre 1134 hielt Kaiser Lothar daselbst einen Reichstag; 1203 wurde es mit Mauern umgeben und 1347 vom Grafen von Mansfeld geplündert. Während des 30jährigen Krieges wurde es bald von den Kaiserlichen, bald von den Schweden erobert, in deren Besitz es bis 1648,

wo es an Brandenburg kam, auch verblieb. Durch den Tilsiter Frieden 1807 mit dem Fürstenthum Halberstadt an das neu errichtete Königreich Westphalen übergeben, kam es jedoch nach Auflösung desselben wieder an Preußen zurück und ist letzterem von der Zeit als Kreisstadt des Regierungsbezirkes Magdeburg zugehörig.

[1769]

r. . .

### Ein Stiergefecht.

Schon im frühen Alterthume war der Kampf zwischen Menschen und Stieren eine beliebte Volksbelustigung. Wir finden Stiergefechte bei den Griechen und namentlich in Thessalien; auch bei den Römern waren sie seit Julius Cäsars Zeiten beliebt und bildeten einen Theil jener Kämpfe, welche in den großen römischen Amphitheatern zwischen Menschen und Thieren, zuweilen auch von Menschen gegen Menschen ausgeführt wurden. Das Mittelalter sah sowohl in Italien wie in anderen Ländern Europa's noch vielfach derartige Kämpfe, die jedoch seltener von Menschen, als von Hunden gegen Stiere ausgeführt wurden, und die nach und nach theils durch Verbote, theils weil der Geschmack daran sich verloren hat, ihr Ende erreichten. Nur in einem Lande Europa's stehen Stiergefechte noch



Die Rolandsäule am Rathhause zu Halberstadt.

heute, wie zur Zeit der Römer, in voller Blüthe und bilden einen Haupttheil der Volksbelustigungen.

Es ist dies Spanien, wo fast jede bedeutendere Stadt ein eigens zu diesem Zwecke erbautes Amphitheater mit Logenreihen hat, während in Städten wo ein solcher Bau mangelt, die Hauptplätze zu dem jedesmaligen Schausspiele hergerichtet werden. Um die Arena läuft eine 5 Fuß hohe Barriere (Baranda) von starken Bohlen, welche von Strecke zu Strecke enge Zwischenräume hat, um die fliehenden Kämpfer aufzunehmen. Oft ist jedoch auch diese Vorsichtsmaßregel nicht genügend, indem der gereizte Stier auch diese Schranken überspringt.

Der Tag eines Stiergefechtes wird als ein Fest betrachtet, zu dem Gäste von Nah und Fern herbeiströmen und der schon Tags zuvor durch eine Vorfeier, den feierlichen Einzug (Encierro) der zum Kampf bestimmten Thiere, eingeleitet wird; man wählt zu diesem Zwecke stets die wildesten und unabhängigsten aus. Die Stiere werden bis zu dem Augenblicke, wo sie in die Arena gelassen werden, jeder in ein besonderes Behältniß dicht am Circus, der königlichen Loge gegenüber, eingesperrt.

Das Schauspiel beginnt am Morgen des festlichen Tages mit einer Schaustellung zum Besten des niederen Volkes, und erst nachdem der für sie gratis gegebte Stier getödtet ist, verlassen diese Gäste den Circus, um den vornehmeren Zuschauern Raum zu gewähren. Der König, oder wenn dieser nicht anwesend, die vornehmste Person in der Versammlung präsidirt dem Schauspiel, welches nun folgenden Verlauf nimmt.

Zuerst reitet der Oberordner, gefolgt von einigen Gerichtsdienern im Kreise herum, grüßt nach den Logen und empfängt den ihm vom Oberceremonienmeister herabgeworfenen mit Bändern geschmückten Schlüssel, der die Ställe der Stiere öffnet.

Hierauf erscheinen die Kämpfer (Toreros zu Fuß und Toreros zu Pferde), welche wieder in besondere Unterabtheilungen zerfallen. Eine ganze Schaar solcher Stierkämpfer unter Leitung eines Anführers heißt Quadrilla und wird häufig gleich im Ganzen zum Stiergefecht engagirt, doch giebt es auch Einzelne und sogar Manche, welche nicht des Lohnes, sondern der Ehre und des Vergnügens halber auf der Arena erscheinen.

Die Picadores kommen zuerst. Sie sind bekleidet mit gemalten langen Beinkleidern, einem Wams von Gold- oder Silberstoff, einer Weste von buntem Seidenzeug und einem Hute mit breiter Kränze, von der lange bunte Bänder herabflattern; bewaffnet sind sie mit einer langen Lanze (Garrocho), welche vorn einen Knopf hat, über dem noch eine dreieckige Spitze hinausragt. Auf schlechten Pferden und mit verbundenen Augen umreiten sie pelotonweise den Platz und stellen sich dann in der Mitte des Circus, den Behältern der Stiere gegenüber auf. Mit den Picadores zu gleicher Zeit erscheinen die Stierhüter (Chulos) zu Fuß, mit Bändern geschmückt und eine lange aufgerollte seidene Schärpe von recht schreienden Farben in der Hand tragend; sie umschreiten den Platz und verlieren sich wieder durch die Zwischenräume der Barriere. Endlich kommen die Hauptkämpfer (Matadores), weiß gekleidet, in der Rechten den bloßen Stoßdegen und in der Linken die Moleta (ein kleiner Stab, an dem eine Flagge von glänzendem Seidenzeug befestigt ist). Auch die Matadore ziehen sich nach ihrem Anzuge zurück und es öffnen sich nun auf ein durch einen Trompetenstoß gegebenes Signal die Klügelthüren des ersten Stalles. Der Stier stürzt in den Circus und wird mit einem lauten Freudengeschrei von den Zuschauern empfangen. Dies, verbunden mit dem Schreien von unzähligen Lächern, macht ihn stutzig, er will entfliehen, sucht einen Ausgung und rennt, da er denselben nicht findet, gegen den ihm zunächst stehenden Picadore, der ihn mit der Lanze empfängt und ihm einen leichten Stoß in die Schulter versetzt. Erschreckt wendet er sich zu dem folgenden Picadore, wo ihn ein gleiches Schicksal erwartet. Jeder neue Lanzenstoß macht das gemarterte und geängstigte Thier natürlich wüthender, so daß seine Stöße immer heftiger werden und es entweder durch die Gewalt derselben den Picadore vom Pferde schleudert oder das Pferd selbst umwirft, das in diesem Falle als ein Opfer seines Grimmes zerrissen wird. Um den Picadore zu retten, kommen nun die Chulos hervor, unschwärmen den Stier, werfen ihm ihre Schärpen an den Kopf und locken ihn so in einen andern Theil des Circus, wo er den Kampf mit einem andern Picadore beginnt, während der, welcher kampfesunfähig gemacht ist, fortgeschafft wird. Die Sicherheit der Kämpfer in den Stiergefechten ist zum großen Theil abhängig von der Geschicklichkeit der Clamars, deren Aufgabe das Rufen des Stieres ist. Versteht ein solcher Clamar seine Kunst, so gelingt es ihm, auch den wüthendsten Stier von seiner Beute abzuwenden und dahin zu locken, wo er ihn haben will.

Oft tödtet ein Stier neun, ja zwölf Pferde, ehe die Ermattung einzutreten scheint, welche den Hauptacteur des Schausspiels auf die blutige Bühne ruft. Sobald dieser Augenblick gekommen, ziehen die Picadores sich vom Schauplatz zurück, die Chulos ergreifen die Vandersillos (kleine, zwei Fuß lange Stöcke mit einer gleich einem Angelhaken umgerümmelten Spitze, im Innern mit Schwämmern gefüllt) und werfen dieselben von vorn über die Hörner weg auf den Stier. Andere Chulos begleiten den Matador, der die Moleta schwingend langsam gegen den Stier vorrückt. Mit gesenktem Haupte stürzt dieser auf das Fährchen zu und diesen Augenblick benutzt der Kämpfer, ihm das Schwert in die Brust zu rennen. Fällt der Stier so gleich todt nieder, so zieht der Sieger das Schwert aus der Wunde, grüßt damit das Publikum, das in ein nicht endendes Braverufen ausbricht und ihn mit einem Regen von Blumen, Confect, ja selbst von Gold- und Silbermünzen überschüttet; ist dagegen das Opfer nicht völlig getödtet, durchrennt es noch mit dem Degen im Nacken den Circus, so wird der Matador ausgezischt. Nicht selten wird jedoch der Matador vom Stier getödtet oder verwundet, dies bewirkt jedoch nur eine kurze Unterbrechung des Schausspiels, indem sofort ein anderer Matador eintritt und den Kampf fortsetzt. Der obliegende Matador knüpft das bunte Band, das jeder Stier als Zeichen trägt, von dem getödteten Thiere und überreicht es einer Dame. Dann wird ein Haken in den Hals des toten Stieres befestigt und derselbe von Maulthieren fortgeschafft. Abermals ertönt ein Trompetenstoß, ein anderer Stier stürzt in die Arena und der Kampf beginnt von neuem, um sich in der hier geschilderten Weise acht bis zwölf Mal zu wiederholen.

Der König Karl der Vierte von Spanien hob diese barbarischen Schaupiele auf, als jedoch Joseph Napoleon den spanischen Thron bestieg, stellte er sie wieder her, um sich dadurch die Gunst des Volkes zu erwerben, das in der That eine dem Ausländer völlig unbegreifliche Vorliebe für diese blutigen Kämpfe hat. Auch Napoleon der Dritte versuchte, vielleicht der Kaiserin, einer gebornen Spanierin zu Ehren, die Stiergefechte in Frankreich einzuführen, ohne jedoch damit sonderlichen Interesse beim französischen Volke zu erregen. Dennoch finden von Zeit zu Zeit derartige Schaupiele statt, zu denen alsdann die Hauptkämpfer von Spanien verschrieben werden. Auch die vorliegende Abbildung stellt ein Stiergefecht dar, welches auf französischem Boden und vor französischem Publikum aufgeführt ward, und zwar war der Schauplatz das noch aus der Römerzeit herrührende Amphitheater der uralten Stadt Nîmes im Departement Gard, in der früheren Provinz Languedoc. Wie ein Augenzeuge berichtet, wurden dabei fünf Stiere erlegt, drei von dem berühmten Matador El Tato aus Madrid und zwei von El Negatelo, seinem Schüler.

[761]

Ein Stiergefecht.



Ein Stiergefecht.

ca-  
gen  
ing  
an-  
und  
und  
  
mä-  
der  
dem  
ab-  
o),  
ige  
de-  
sch-  
en-  
er-  
nge  
der  
die-  
den  
mer  
igt  
ität  
ten  
für  
tier  
dem  
ern  
em  
acht  
ten  
acht  
den  
ngt  
ul-  
em  
bes  
toy  
vier  
öpe  
der  
ore  
lbt  
ein  
lm  
die  
ier,  
opf  
heil  
em  
er,  
er-  
heil  
la-  
res  
uf,  
ten  
und  
bis  
ten  
auf  
ab  
die  
die  
ne,  
ich  
be,  
und  
mer  
lei-  
in-  
dt.  
das  
be-  
in  
so-  
das  
das  
wo-  
gen  
ld-  
ge-  
sch-  
fen  
mä-  
ier  
In-  
ta-  
or  
nu  
und  
ein  
der  
ten  
  
Ga-  
pa-  
rch  
em  
gen  
der  
hie  
zu-  
von  
die  
or-  
ant-  
ort  
heit  
Da-  
ein  
on  
on

9125

### Murillo's Fruchtverkäuferin.

Murillo, der große spanische Maler, war von seinen Kunstreisen nach seiner geliebten Vaterstadt, Sevilla, zurückgekehrt, wo er fortan seinen dauernden Aufenthalt nahm und von wo aus der Ruhm seines Talentes sich bald über Spanien und ganz Europa verbreitete. Eines Tages erhielt der Künstler den Besuch eines der reichsten Kaufherren von Sevilla, der ihn bat, ihn nach dem Marktplatz zu begleiten, wo er ihm das Original eines Gemäldes zeigen wolle, das er bei ihm zubestellen wünsche. Murillo leistete dieser Aufforderung Folge. Der Kaufmann bezeichnete ihm eine ungefahr sechzehnjährige Zigeunerin, welche in einem Korbe Früchte feil hielt und sagte:

„Malen Sie mir das Bild dieses Mädchens innerhalb eines Monats und bestimmen Sie selbst den Preis dafür.“ Der Künstler erklärte sich zur Ausführung des Auftrags bereit, forderte dafür hundert Goldstücke, welche ihm mit Freuden zugesagt wurden und begab sich dann zu den ihm von dem Kaufmann bezeichneten Verwandten des jungen Mädchens, um von denselben gegen entsprechende Vergütung die Erlaubniß zu erhalten, daß ihm die Zigeunerin zu dem beabsichtigten Gemälde sitze. Er fand das junge Mädchen bereits von ihren Tagesgeschäften zurückgekehrt in einem kleinen Hause der Vorstadt, nebst ihrem Onkel und dessen Sohn, bei welchen sie lebte.

Das Geschäft war jedoch kein allzuleichtes. Die junge Fruchtverkäuferin verhielt sich allerdings dabei ganz passiv, desto mehr feilschte aber der Oheim, ein geiziger, schlauer Gesell, der entschlossen zu sein schien, den größtmöglichen Nutzen aus der Schönheit seiner Nichte zu ziehen. Indes Murillo war freigebig wie eine echte Künstlernatur, und so wurden sie trotz der tüchtigen Verschlagenheit des alten Zigeuners handelseinig. Der Maler verabredete mit dem jungen Mädchen die Tage und Stunden, an welchen es zu ihm kommen sollte und schickte sich an, die Familie zu verlassen, da fiel ihm der Gesichtsausdruck auf, mit welchem der junge Zigeuner ihn und das Mädchen betrachtete. In seinem Blicke lag eine so tiefe Traurigkeit und Innigkeit, dabei zuckte es um den Mund so wild und leidenschaftlich, daß das Auge des Künstlers, wie das Herz des Menschenfreundes gleich mächtig davon bewegt wurde. Hier ruhte ein Geheimniß und Murillo war nicht der Mann, achlos daran vorüberzugehen. Mit einem vorsichtigen Händedruck forderte er den jungen Mann auf, zu ihm zu kommen, und dieser verstand den Maler so gut, daß er noch am selbigen Tage seinen Besuch empfing und bald den Schlüssel zu dem Häthel hatte.

Am nächsten Tage begannen die Sitzungen und schon die erste Skizze ließ ein Meisterwerk erwarten. Der Auftraggeber, welcher sich nach den Fortschritten des Künstlers zu erkundigen kam, war entzückt davon; wer aber beschreibt seinen Schrecken als ihm Murillo erklärte, er werde das Bild nicht unter sechshundert Goldstücken malen. Außer sich vor Zorn sagte der Kaufmann, der ganze Handel sei null und nichtig und entfernte sich raschschneidend. Es mußte ihm indes doch viel an dem Besitze des Gemäldes gelegen sein, denn schon am Abend kam er in ganz veränderter Stimmung wieder und erklärte sich bereit, die geforderte Summe zu zahlen. Hatte sich jedoch der Kaufmann besonnen, so hatte auch der Künstler sich die Sache überlegt und verlangte jetzt die runde Summe von tausend Goldstücken. Wieder ging der Kaufmann entzückt von dannen, kehrte jedoch diesmal nach wenigen Minuten zurück; er mochte fürchten, Murillo könne, wenn er länger zögere, abermals den Preis erhöhen. Der Handel wurde abgeschlossen und zur größeren Sicherheit ein von beiden Contrahirenden unterzeichnetes Schriftstück darüber aufgesetzt.

Die Arbeit schritt nun rüstig vorwärts, war nach einem Monat vollendet und sowohl hinsichtlich der Aehnlichkeit und Zeichnung, als des Lichtes und Colorits ein Meisterwerk zu nennen. Der Käufer, welcher auf Murillo's Einladung nach dem Atelier gekommen war, um das Bild in Empfang zu nehmen, erklärte sich höchst befriedigt davon und zahlte den bezugenen Preis. Murillo frich das Geld ein, dann sagte er mit feinem Lächeln zu seinem Kunden:

„Sie haben jetzt das Bild, ich das Geld, Sennor, so weit wäre unsere Angelegenheit in Richtigkeit; ich möchte Sie aber nun noch über einen kleinen Irrthum aufklären, dem Sie sich in Betreff des Originals hingeben. Ich weiß von dem Vetter des jungen Mädchens, daß während Sie bei mir das Bild bestellten, Sie mit dem Oheim der Zigeunerin um das Original feilschten, das Sie durch Vermittelung eines Piraten nach Tunis verkaufen wollten, das Bild sollte als Lockspeise dienen. Der alte Zigeuner ist schlau, Ihr Anerbieten hatte ihm zwar gefallen, als ich ihm jedoch meine Vorschläge machte, schienen sie ihm doch sicherer und deshalb annehmbarer zu sein. Die beiden jungen Leute liebten sich, ich fand es deshalb für gut, sie miteinander zu verheirathen, und gerecht. Sie sowohl den Kaufpreis für den habfüchtigen Oheim als die Aussteuer des jungen Mädchens bezahlen zu lassen. Dies war der Grund, weshalb ich den Preis des Gemäldes erhöhte, die tausend Goldstücke haben für beide Zwecke hingereicht. Hier ist das Brautpaar, der Onkel und der Priester.“ fügte er hinzu, die Thür eines Nebenzimmers öffnend, in welchem sich in der That die angegebenen Personen festlich geschmückt befanden. „Beliebt es Ihnen, einer der Trauungszeugen zu sein? Die Ehre kommt Ihnen zu, denn Sie sind gewissermaßen der Stifter dieses Ehebandes; schicken Sie das Gemälde an den Bey, vielleicht ist er damit zufrieden.“

Der Ueberlistete lehnte das Anerbieten während ab und entfernte sich, während die Trauung in Murillo's Wohnung vollzogen ward, mit seinem Bilde, das er sobald als möglich um die Hälfte des Preises verkaufte. Hätte er in unsern Tagen gelebt, er würde ein besseres Geschäft damit gemacht haben und doch könnte der, welcher die „Fruchtverkäuferin“ selbst zu dem enormsten Preise kaufte, immer nur das Talent des Malers, nie den Seelenadel des Menschen bezahlen. [764] r. . .

### Ein Brief von Anna Boleyn.

Ein uns befreundeter Engländer, Besizer einer bedeutenden Autographensammlung, theilte uns kürzlich einen Brief mit, den Anna Boleyn, die durch ihre Schönheit, wie durch ihr Unglück bekannte Gemahlin Heinrichs des Achten an eine Freundin schrieb, kurz ehe sie die Gattin des königlichen Blaubarts wurde. Nicht nur die Theilnahme, welche die grausam geopferte Frau noch nach drei Jahrhunderten einflößt, sondern auch die Streiflichter, welche dieser Brief auf die Sitten der damaligen englischen vornehmen Welt fallen läßt, machen ihn zu einem höchst interessanten Actenstück und veranlassen uns, denselben in einer möglichst wortgetreuen Uebersetzung unsern Leserinnen hier wiederzugeben:

„Meine liebe Marie. Es sind nun zwei Monate, daß ich in London bin. Mir gefällt diese Stadt nicht besonders; man steht nicht früh auf, selten vor zehn Uhr; es ist wahr, es wird auch sehr spät zu Bett gegangen, denn es wird immer zehn Uhr Abends ehe man sich niederlegen kann.“

„Ich bin dieses Lebens schon sehr müde und sehne mich nach dem Lande zurückzukehren, nur die schönen Geschenke, welche ich täglich bekomme, veranlassen mich hier zu bleiben.“

„Meine vortreffliche Mutter führte mich gestern zu einem Kaufmann nach Cheapside (eine Straße in London); sie kaufte mir dort drei Hemden, die Elle zu 6 Pence, und ich soll zum Ball bei Lord Norfolk ein Paar neue Schuhe bekommen, die drei Schillinge kosten.“

„Das so wenig geregelte Leben, was ich hier führe, nimmt mir den Appetit. Du weißt, daß ich auf dem Lande zum Frühstück ein Pfund Speck aß und einen Krug gutes Bier dazu trank; in London kann ich kaum die Hälfte genießen; ich muß freilich sagen, daß ich stets mit Ungeduld das Mittagessen erwarte, das in den ersten Häusern bis zum Nachmittag verzögert wird.“

„Gestern Abend war ich bei Lord Leicester; Lord Surrey, der auch da war, hat ein Lied gesungen, das er zu Ehren der Tochter des Lord Kildare gedichtet hat. Man findet sie schön und mein Bruder hat mir in's Ohr gesagt, die schöne Geraldine (so heißt die Verlobte des Lord Surrey) sei die schönste Frau ihres Jahrhunderts; es hat mir viel Vergnügen gemacht sie zu sehen, denn man versichert, sie sei eben so gut wie schön. Ich bitte Dich während meiner Abwesenheit für meine Hühner zu sorgen; die lieben Kleinen, ich habe sie immer mit meinen eigenen Händen gefüttert.“

„Wenn Margarethe meine rothen wollenen Handschuhe fertig gestrickt hat, so soll sie mir dieselben mit der ersten Gelegenheit schicken.“

„Adieu, liebe Marie! Ich gehe in die Kirche, Du sollst einen so großen Theil meiner Gebete haben, wie Du schon von meinem Herzen besitzt.“

Ganz die Deinige  
Anna von Boleyn.“

[765]

### Leihbibliotheken und die „Deutsche Roman-Zeitung“.

Während die Gründung von Bibliotheken schon dem grauen Alterthum angehört, reichen die Leihbibliotheken in ihrer jetzigen Beschaffenheit kaum über das laufende Jahrhundert hinaus, wenigstens werden unter Friedrich dem Großen noch keine Leihbibliotheken angeführt, während Preußen deren gegenwärtig über 800 besitzt.

So lange die Mehrzahl des Volkes des Lesens entweder ganz unkundig war, oder es nur mühsam zu Wege brachte, daher jedenfalls kein Vergnügen daran finden konnte, wäre die Einrichtung von Leihbibliotheken eine verkehrte Speculation gewesen. Sollten Leihbibliotheken sichern Grund und Boden haben, so mußte die Schulbildung erst in dem Grade zugenommen haben, daß die Unkenntniß des Lesens und Schreibens nicht mehr Regel, sondern Ausnahme von der Regel, in den Städten wenigstens, war. Nachdem dieser Culturfortschritt einmal Platz gegriffen und das Lesen erst aufgeblüht hatte eine Arbeit zu sein, wurde es in Kurzem eine Lust, besonders in Deutschland; denn wenn der Deutsche den geselligen Vergnügungen auch keineswegs aus dem Wege geht, so stellt er, im Gegensatz zu dem redseligen Franzosen, seine eigentliche gedankliche Verbindung doch weit mehr auf dem Gebiete des Gedruckten als des Gesprochenen her. Deshalb fanden die Leihbibliotheken, nachdem die Grundbedingung derselben einmal erfüllt war, in Deutschland auch einen weit günstigeren Boden, eine größere Verbreitung, als in Frankreich oder dem weniger schöngeligen als praktischen England. Entsprächen die Leihbibliotheken nur überall dem Zweck, den man bei Concessionirung derselben im Auge hatte, so wäre dies Verhältniß keineswegs zu beklagen; denn wollte man der Belletristik, deren Erzeugnisse, im Gegensatz zu den sachwissenschaftlichen Werken, in Leihbibliotheken gesucht werden, auch gar keinen direkten Vortheil einräumen, so kann man ihr doch wenigstens den indirekten Nutzen nicht absprechen, daß sie eine Abwehr bietet gegen Langeweile und die durch dieselben hervorgerufenen oft moralisch wie physisch gleich verderblichen Zerstreuungen. Natürlich gilt diese Behauptung nur von den Schriften, welche in ansprechender Form geschrieben, eine Tendenz haben oder wenn selbst dies nicht der Fall, doch keine groben Verstöße gegen Wohlstand und Sittlichkeit begeben. Leider aber finden sich unter dem Titel „Belletristik“ auch Bücher, und oft in großer Anzahl, in den Leihbibliotheken, bei deren Anblick man sich mit Recht fragt: warum physische Gifte dem Publikum verabreicht werden dürfen, während die Verabfolgung physischer Gifte in den Apotheken von ärztlicher Vorschrift abhängig gemacht ist; ist der Schaden, den wir an der Seele nehmen, etwa geringer anzuschlagen, als der des Körpers? —

Gegen diesen Uebelstand ließe sich übrigens Abhilfe treffen, sobald man ihn nur ernstlich in's Auge faßt; viel schwieriger ist es dagegen, daß die Leihbibliotheken dem Bedürfniß der Zeit, den gesteigerten Ansprüchen des Publikums in ausreichendem Maße genügen. Dies vermögen jetzt selbst die größten Leihbibliotheken nicht, um wie viel weniger also die kleinen und kleinsten, deren Besizer das Bücher- oder Leihgeschäft nur nebenher betreiben, deren Litteratur- und Sprachkenntnisse unter dem Gefrierpunkt und deren Phantasie so flügelarm, daß das Dienstmädchen nach Hause laufen und wiederkommen muß, weil es „Andreas Wanduhr vom dicken Proj“ statt „Humphrey's Wanduhr“ von Boz-Dicens bestellte, oder „Hagens diplomatische Spieluhren“ statt „Problematische Naturen“ von Spielhagen. Der Mangel an Litteraturkenntniß und Phantasie dieser Neben-Leihbibliothekare möchte übrigens noch hingehen, wenn das verlangte Buch, ehe es anti-quarisch geworden, nur überhaupt bei ihnen zu bekommen wäre. Aber da heißt es entweder: „Hab' ich nicht!“ oder: „Ausgeleihen!“ — Man geht in eine andere Leihbibliothek; dieselbe Antwort. Man geht in eine dritte; ebenso.

Daß die Leihbibliotheken der gesteigerten Leselust des Publikums gegenwärtig nicht mehr zu genügen vermögen, ist eine zu bekannte Thatsache, um darüber noch ein Wort zu verlieren. Zwar giebt es z. B. in Berlin nicht weniger als 75 Leihbibliotheken, also für durchschnittlich nur je 6000 Einwohner eine. Da aber selbst Verlags-handlungen in loco nur circa 20 bis 25 Exemplare von Roman- Novitäten an eine kleine Minderheit dieser 75 Leihbibliotheken absetzen, so kommen etwa 20,000 Einwohner auf ein Exemplar! — Wenn nun von diesen 20,000

nur 20 nach Werken von Spielhagen, von Hermann Schmid u. s. w. verlangen — und das ist bei so anziehenden Novitäten wie diese doch gewiß nichts Außergewöhnliches, — wie lange haben sich hier nicht schon die Einheimischen zu gedulden, bis ihre Leselust befriedigt wird, geschweige denn die auswärtigen, die auf dieselbe Quelle angewiesen sind, die Guts-herrschafsten und Honoratioren der umliegenden Ortschaften ohne Leihbibliothek! — Und wenn nun in der norddeutschen Metropole solche Uebelstände im Leihbibliothekwesen sich geltend machen, wie ganz anders mag es dann in der Beziehung aus-sehen in entlegenen Provinzen und kleinen Städten, die nicht minder das Bedürfniß nach guter Belletristik haben.

Bis vor Kurzem gab es gegen die Lückenhaftigkeit und den schleppenden Geschäftsgang im Leihbibliothekwesen kein anderes Mittel, als — Geduld, um die neu erscheinenden Romane im Buchhandel zu beziehen; — diesen Weg konnte indefs höchstens eine erclussive Minderheit des leselustigen Publikums betreten: der Majorität blieb, den theuren Ladenpreisen gegenüber, das Zuwarten.

Dieser Uebelstand war es hauptsächlich, welcher die Ver-lags-handlung von Otto Janke in Berlin zu einem Unter-nehmen veranlaßte, welches bezweckt, dem Publikum die neuen Romane der anerkanntesten und beliebtesten Schriftsteller für die üblichen Lesegebühren an Leihbibliotheken als Eigenthum zu übermitteln. Seit dem Januar 1864 erscheint in dem gedachten Verlage die „Deutsche Roman-Zeitung“ in wöchentlichen Heften von 5 großen doppelpalmtigen Quart-bogen. Das Heft bietet an Lectüre durchschnittlich einen ge-wöhnlichen Romanband und kostet trotzdem nicht mehr als 2 1/2 Silbergroschen oder 1 Thaler vierteljährlich. Für 4 Thaler jährlich bietet die „Deutsche Roman-Zeitung“ ihren Abonnenten einen Romanvorath, der in der gebräuchlichen Buchform circa 50 bis 60 Thaler kosten würde. Es bedarf mithin, um die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Roman-litteratur kennen zu lernen, nicht mehr des langen Wartens; sondern man kann sich auch mit denselben Kosten jetzt das als Eigenthum verschaffen, was man früher nur mit Mühe und auf kurze Zeit geliehen erhalten konnte. [768] L.

### Die allgemeine Physiognomie der Frauen- und Kindermoden in Amerika.

Von einer Deutsch-Amerikanerin.

Die Mode charakterisirt sich bekannlich an allen Orten haupt-sächlich in zwei Erscheinungen: in dem Wechsel und dem All-gemein werden. Je nach den industriellen und socialen Ver-hältnissen eines Landes wechselt die Mode rasch oder weniger rasch und wird schnell oder weniger schnell allgemein.

Meinen Erfahrungen zufolge herrscht in Frankreich, dem eigentlichen Lande der Mode, mehr der schnelle Wechsel vor, und die Popularisirung hält nicht gleichen Schritt mit ihm; in Deutschland nimmt man sich zu beiden Zeit; England hängt zäh am Herkömmlichen und versucht, sich national zu halten, und in Amerika vereinigen sich — gerade wie die Bewohner ein-buntes Gemisch aller Nationen bilden — die Eigenthümlich-keiten jedes der eben genannten Länder zu einer gemischten Aeußerung. Diese spricht sich nun in dem schnellen Wechsel und dem raschen Allgemeinwerden zugleich aus, wozu noch die Eigenthümlichkeit kommt, daß man jede neue Mode, mag sie aus Frankreich, Deutschland oder England kommen, sofort „amerikanisirt“, d. h. dem hie und da etwas absonderlichen amerikanischen Geschmack anpaßt.

Bis zu den Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen herab verbreitet sich in Amerika eine „new fashion“ innerhalb weniger Wochen; natürlich findet sie da ihren Ausdruck nur in den einfachsten Stoffen. Der relativ gute Erwerb der dienenden Classen weiblichen Geschlechts, sowie die für die bescheidene Betriedigung weiblicher Eitelkeit meist ausreichenden Einnah-men des verheiratheten Contingents der Handwerker, Fabrikar-beiter zc. ermöglichen in diesen Schichten der Gesellschaft ein schnelleres Wechseln der Mode, als z. B. in Europa möglich ist. Dazu kommt noch das im amerikanischen Volkscharakter ausge-prägte Streben der niederen Classen, sich den höheren in Pracht, Manieren zc. möglichst gleichzustellen, sowie der Umstand, daß man im Durchschnitt weniger dauerhafte Stoffe verarbeitet und hierdurch gleichsam zu stetem Fortschreiten mit der Mode ge-zwungen ist. Auch das in den socialen und materiellen Verhält-nissen wurzelnde doles far niente der amerikanischen Frauen wirkt diese den Modethorheiten mehr in die Arme, als dies bei den Frauen irgend einer andern Nation der Fall ist. Schon für das zehnjährige Mädchen ist das Modejournal ein Gegen-stand der besondern Aufmerksamkeit, und man hört in den Stores nicht selten von einer derartigen kindlichen Schönin die Worte: „Ach, das paßt nicht zu meinem Teint!“ — Ich glaube nicht, daß mich das kleiden wird! — Ist das auch das Reuse für „young ladies“? und dergl. mehr. Diese bis zur Manie gehende Modelucht erstreckt sich bei den Amerikanerinnen bis zu dem Säuglinge, welcher — gleich den Erwachsenen — schon sein night-dress (Nachtkleid), morning-dress (Morgenanzug), af-ternoon-dress (Nachmittagstoilette), walking-dress (Straßenanzug) zc. hat.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die amerikanische Mode im Speciellen zu beschreiben, oder in ihren kleinsten Ab-weichungen zu kennzeichnen, ich habe vielmehr nur eine allge-meine Charakteristik derselben zu geben.

Beginnen wir mit der Nachtoilette und Leibwäsche der Amerikanerinnen.

Auf beide verwendet man eine ganz besondere, bis zur Extravaganz gehende Sorgfalt, aber nur in qualitativer und nicht in quantitativer Hinsicht. Der Stoff, der durchschnittlich hierzu verwandt wird, ist Cambric und Spirting, seltner Leinen, wie denn überhaupt in einem amerikanischen Haushalt die mit „schneigen Linnen“ angefüllten Schränke, dieser Stolz einer deberranbung mit Stiderei den wirklichen Werth ersetzen.

Die Nachanzüge sind stets nur weiß; farbige Nachtkleider finden sich selbst bei den mittleren Classen nicht (nur bei den Eingewanderten kommen sie vor). Sie sind lang — bis auf die Fußspitzen reichend; sehr selten findet man sie kurz, und Nachjacken werden nur ausnahmsweise getragen. Der Store-preis (Ladenpreis) variirt — je nach der dazu verwendeten Stiderei — von 2 1/2 bis 50 und mehr Dollars. — Conform-hiermit sind die Hemden, deren Schnitt im Allgemeinen mit den französischen übereinstimmend ist. Bemerkenswerth ist noch, daß die Aermel sehr kurz getragen werden. Reiche Stidereien, seltener Spitzen, werden als Verzierungen verwandt und dürfen bei einem amerikanischen Damenhemd nicht fehlen. Selbst das

Aehrenlese.

Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freud' und Leid ein Mensch dem andern sein kann.

Der Lügner gleicht einem schlechten Baumeister, der ein Gebäude ohne Grund aufbaut. Um es zu stützen, muß er immer neue Bauten hinzufügen, bis endlich das zuerst errichtete Bauwerk einstürzt und alle anderen unter seinem Schutte begräbt.

Die Kunst eines guten Spielers besteht nicht darin, mit guten Karten ein Spiel zu gewinnen, sondern mit den Karten wie sie fallen das Beste zu leisten, was sich thun läßt. Diese Regel läßt sich auf das ganze Leben anwenden.

Nicht der, welcher droht, ist zu fürchten, sondern der, welcher schweigt — er handelt.

Die Eitelkeit gleicht den Giften, die in kleinen Portionen angewendet in heilsame Medizin, in größeren Quantitäten gefährlich und tödtlich sind.

Man sollte mit eben soviel Sorgfalt seine guten Eigenschaften, wie seine Fehler verbergen; die Gesellschaft gefällt sich weit mehr darin nachsichtig, als gerecht sein zu dürfen.

Man darf Menschen, welche nicht leicht freyen, diese Mäßigkeit nicht zu hoch anrechnen, sie entspringt meist aus einer sehr hohen Meinung von dem eignen und einer sehr geringen Meinung von dem Urtheile Anderer.

Wir werden im Leben immer ruhiger, bis zuletzt der Tod uns ganz still macht.

Die Frau, welche Geist besitzt, sollte sich desselben nur wie eine Blendlaterne bedienen, einzig um ihren eignen Weg zu erleuchten.

Eine sparame Person hält man für arm, eine geizige für reich.

Wer soll herrschen in der Ehe? Wunderliche Frage! Die Liebe soll in der Ehe das Regiment führen, und zu ihr gestellt sich kein die Vernunft. Wo Liebe und Vernunft im Bunde gehen, da giebt sich Alles von selbst.

Kinder durch Beschäftigung bei gutem Muth und in froher Stimmung zu erhalten, gehört zu den wichtigsten Bestrebungen der Erziehung.

Alle Frauen wünschen zu gefallen, die eine, indem sie ihr Aeußeres, die andere, indem sie ihren Geist, die andere, indem sie ihr Herz schmückt, am gefälligsten ist aber die, welche sich den Anschein giebt, als liege ihr die Gefallsucht gänzlich fern.

Ginst war mir das Denken Zweck des Lebens, aber jetzt ist mir das Leben Zweck des Denkens.

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück baut sich Jeder dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht. [725]

Correspondenz.

- Hrn. F. W. in B. Sehr hübsch, nur schade, daß die Pointe für den Bazar nicht geeignet ist.
Hrn. F. in B. Was Ihre erste Frage betrifft, so dürfte hier die Kunst wol an ihrer Grenze angelangt sein.
Hrn. A. N. S. in B. u. H. In B. Ohne Ihnen ein bestimmtes Versprechen für die Aufnahme des Eingefandten geben zu können, haben wir es doch zur näheren Prüfung zurückgelegt; vielleicht benutzen wir die eine der Arbeiten, wenn die durch sie verherrlichte Zeit des Jahres wieder herannahet.
Hrn. H. C. in B. Wir bedauern von dem Eingefandten keinen Gebrauch machen zu können.
Hrn. C. C. in B. Wir werden diesem angeregten Thema in der That einige Beachtung widmen, nur etwas später.
Hrn. A. in H. Zusatz von Säure ist nicht erforderlich, indem das Ghinin, auch wenn es nicht ganz aufgelöst worden, dennoch seine Wirkung übt.
Eine Abonnentin aus dem Rheingau. Vielleicht.
Hrn. A. S. in A. Die Verfasserin wünscht nicht genannt zu werden.
Hrn. M. v. A. in B. bei G. Wir werden uns Ihres Wunsches erinnern.
Hrn. A. W. in A. Auf die Frage „ob modern“ müssen wir nein antworten.
Hrn. C. M. in A. a. Rh. Eine schnelle Erfüllung Ihrer Bitte können wir leider nicht versprechen.
Hrn. A. C. C. F. bei S. Das Mode-Magazin von H. Gerson wird alle Ihre Anfragen am besten erledigen.
Hrn. A. P. in B. Wir bedauern Ihren Absichten nicht förderlich sein zu können.
Hrn. H. N. in A. In der vorigen Nummer theilten wir unter der Rubrik „Notizen“ einige Mittel zur Vermeidung des Nichtgelingens der Finte an neuen Stahlfedern mit.
Hrn. C. A. in B. bei M. Jedenfalls.
Hrn. M. S. in A. „Es bildet ein Talent sich in der Stille“ — wir können Ihnen nur anrathen, diese Worte des Dichters zu beherzigen.
Hrn. S. v. S. in G. Der Bazar hat namentlich in letzterer Zeit die verschiedensten Coiffuren nebst genauer Anleitung zur Herstellung derselben gebracht.
Hrn. F. A. B. in F. Das Dessin zu einem Schachbrett kann einfach aus regelmäßig verfertigten, in Perlen von zwei verschiedenen Farben gearbeiteten Feldern bestehen.
Hrn. D. N. in D. Ueber die Pflege der Haut finden Sie einen eingehenden Artikel auf Seite 252, Jahrgang 1863 des Bazar.
Hrn. D. O. in —. Es blieb uns in der That nichts anderes, als „sofortige Vernichtung“ übrig.
Hrn. A. v. D. Wir bedauern, Ihnen diese Freude nicht bereiten zu können.
Hrn. F. in D. Wenn Sie uns das Manuscript einfinden wollen, so werden wir nach vorgenommener Prüfung unsere nähere Erklärung darüber abgeben.
Hrn. C. A. D. Nicht entsprechend.
Comtesse F. v. B. auf P. C. Wir werden in nächster Zeit Beschreibung und Abbildung eines Reitanzuges geben.
Hrn. A. M. in D. Schon die nächste Nummer bringt eine reiche Auswahl der neuesten und elegantesten Frühjahrs- und Sommermäntel.
Hrn. A. N. in A. Jedenfalls werden wir Ihren Wunsch erfüllen, wie bald jedoch vermögen wir nicht anzugeben.
Hrn. F. S. N. in B. Der Atlas hat sich aus jahrelanger Vergeßlichkeit neuerdings zum verhältnißmäßig lieblichsten der Mode entworfen; über das geeignetste Arrangement der Toilette werden unsere Modenbilder die beste Auskunft ertheilen.
Hrn. F. N. in B. Wünschen Sie das Decken in Wolle auszuführen, so empfehlen wir Ihnen das Seite 372 des vorigen Jahrganges erschiene Dessin; zur Herstellung eines solchen in Baumwolle hat der Bazar in neuester Zeit Seite 62 und Seite 112 sehr schöne Vorlagen gebracht.
Hrn. C. G. in A. Vielleicht!
Hrn. F. N. in B. Wir haben Ihre Anliegen notirt.
Zwei Abonnentinnen in B. bei F. a. M. Die Erfüllung Ihres Wunsches wird mit unserer neuesten Nummer bereits in Ihren Händen sein.
Hrn. M. D. in G. Jedenfalls haben Sie die Abbildung Nr. XX in der Wäschnummer des vorigen Jahrganges übersehen.
Eine Abonnentin in M. Auf die nächste Arbeitsnummer gerichtete Wünsche sind uns stets unmöglich zu erfüllen.
Hrn. F. T. in C. a. S. Für dieses Jahr kommt Ihr Vorschlag zu spät.
Eine „jährliche“ Abonnentin. Die gewünschten Schnittmuster erscheinen in nächster Zeit. — Wenn Sie weißen Woll mit Farlatan garniren wollen, so müßte letzterer farbig sein. — Haarfisuren bietet der Bazar neuerdings in reicher Auswahl.

reichste Mannichfaltigkeit bietet. — Die leichten Tassetas, foulards de soie, werden ebenfalls in zarten Nuancen fond uni oder mit bestimmten sujets, a mouches, oder ton sur ton in carreaux ombres oder camaieu-Geschmack getragen. Auch gaze de Chambéry erhält sich in Gunst, namentlich im fond uni mit schottischen Streifen. Besonders reizend aber sind die Jacconas, Mouffelines und Organbys in Bezug auf die ihrem luftigen Gewebe entsprechend graziosen Dessins, welche aus Federn, Blumen, Schmetterlingen oder kleinen bunten Vögeln bestehen und somit diese in vergangener Saison sanctionirten Lieblinge der Mode auch für die begonnene Jahreszeit und zwar in natürlichster Farbenpracht lebendig erhalten. Zu Confections wählt man — und zwar ebenfalls in den zarten Nuancen des grau mit rosa oder chamois untermischten centre de rose und cheveu de la reine — die weichen wolligen Stoffe, wie Linsey wolle, Lama, Cashmir, und die neueren Stoffe Longchamps und Stoffe Mazarin, letzterer ein waffelförmig kleinarrirtes Gewebe, — für leichtere Enveloppes den poul de soie oder mehr noch gros grain persan, ein schwerer matter Seidenstoff.

In Betreff der Façon und des Arrangements der Confections ist eine wahrhaft kosmopolitische Verschiedenheit zu bemerken. Neben der Burmiform, welche dem Kleide entsprechend hinten stets sich verlängern muß und entweder in Tuchfaçon oder mit tiefen von oben auslaufenden Tolsfalten, oder mit kleinem, die Taille bedeckendem Tragen getragen wird, machen sich immer noch die Beuinen geltend, die namentlich von hellen Stoffen in damier carreaux oder rayés mit breiten franzoesischmüchten Paulettes bekleidet sind. Für einfachere Toilette scheinen als praktische Nouveautés besonders empfehlenswerth: die abgedasteten Beuinen, welche aus weichem einfarbigem Wollstoffe mit in absteckender Farbe eingewirkter Vorte bestehen und auf beiden Seiten getragen werden können, ferner die einfarbigen Shawls, welche oben mittelst eines Knopfes beuinenartig zusammengehalten, mit angelegten, durch Kettenfäden verzierten Vortensstreifen von zwei contrastirenden Farben garnirt und mit reicher Franze umgeben sind. Die am meisten en vogue bleibenden Façons der leichteren Umhänge sind: Anschließender oder nur leicht die Taille markirender Paletot, runde, am Halsauschnitt in tiefe Tolsfalten gelegte Pelisse, kaogenartige Mantille mit Aermeln und breitem Volant, Shawimantille mit spitzem Capuchon und langen Vorder-Enden, für jüngere Damen einfache Chapeaux und große über die Taille reichende Pelermine. Einige der hier erwähnten beliebtesten Façons wird unsere nächste Arbeitsnummer in Schnitt und Abbildung bringen.

Die Garnituren an Robe und Confection werden stets in möglicher Uebereinstimmung getragen. — Eine neue Art derselben, die äußerst beliebt geworden und sich durch eine gewisse Eleganz auszeichnet, besteht in Application de bismarck oder in absteckender Farbe gewählten Stoffe, welchen man reliefartig in grecque-ähnlichen Figuren aufspritzt. — Außerdem verwendet man fortwährend zu den in unerschöpflicher Varietät immer neu sich gestaltenden Garnituren: Bajoneterie mit Perlen und Schmelz, eitre deux und Spitzen, gekräufelte Seidenfranze, schwarz und weißes Maßband, klein gefaltete schmale Lize in schottischen Farben, namentlich in blau und grün oder weiß und schwarz, Seiden- oder Bandrischen und Sammetapplication, welches — freilich auch reiche Material — die Aphantasie zu den reichsten graziossten Bildern und Gestaltungen, zu Schmetterlingschleifen, Arabesken, Guirlanden u. s. w. zu vereinen weiß.

Bei den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne werden auch die Promenadenmäntel zu einem wichtigen Toilettenartikel und von dem neugestaltenden Cepter der Modeeifer berührt. Man fertigt dieselben neuerdings aus feinen, glatten, oben mittelst eines schmalen durchgezogenen Seidenbandes zusammengehaltenen Stäben von Vollsander, Wachholder, Cedern- oder Sandelholz, und verziert dieselben in der Mitte mit einer leicht selbst auszuführenden Malerei von Blumen oder auch nur einfach mit Namensschiffe und Wappen oder Krone.

Einen allerliebsten Lingerieartikel bilden die kleinen Cravates von einfarbigem oder schottischem Tassetband, deren Enden mit zierlicher Stickerei und eingeknüpften Franzen verziert sind; viele dieser Bänder werden, der Form der Cravate entsprechend, für die Halsbindung schmaler, für die Enden breiter gewebt. Mit allen oben erwähnten Nouveautés ist das Mode-Magazin von H. Gerson in Berlin aufs Reichhaltigste assortirt. v. M.

Rösselsprung - Aufgabe.

Table with 10 columns and 10 rows of words for a word game. Columns: Des, Win, Auch, se, St, ben, nung, ter. Rows: fein, muß, Len, Der, dar, Win, Mai, Das; Mah, Vo, ter, West, flok, dem, Trei, mit, Sich, Mah, des, und; naht, schwar, und, ihm, de, zes, sein, Her, Blü, Duf, sie, ne; te, nung, Er, ber, der, und, Men, leif, dem, te, hen, ten; ze, wie, die, de, wie, stellt, Knos, fe, stes, mir, ei, ist; zen, die, Sil, der, pen, flok, get, schen, durch, Blü, Herb, des; Wol, schwei, glän, auf, Er, se, die, vor, er, Som, wei, das; schaf, de, den, den, Die, der, ste, merk, se, er, hent, des; gen, ken, fen, Die, weiß, her, Ru, kfun, bei, nen, fand, ste; Aus, fällt, Win, ein; Dem, er, Ich, Haar; ter, de, ab, Schreits, gen — Zur, Seh, Die

Zweifelhafte Charade.

Es nennt die Erste Dir die Zahl Die wenig gilt in Füll' und Menge, Doch viel in erster Deutung Wahl, Sie birgt der Menschheit Lust und Pein, Schließt der Familie traute Enge, Ja, selbst die Gotttheit in sich ein.

Die Zweite muß im Weltgewühl Wol sonder Zagen, sonder Wanzen Verfolgen stumm des Lenkers Ziel, — Der aber dennoch sich beschwert, Daß sie nicht folge dem Gedanken, Daß leider — sie des Flugs entbehrt! —

Vom Ganzen ward aus weisem Mund Der Zukunft Räthsel einst gekündet Hoch über grauer Tiefen Schlund; — Auch hat in seinem ehr'nen Zelt Des Herdes Flamm' sich oft entzündet, Die nützlich es in Grenzen hält.

[753]

v. M.

Auflösung des Rebus Seite 104.

„Zwischen zwei Ditteln reißt die Ananas, aber zwischen zwei süßen Früchten steht unsere stehende Gegenwart: zwischen Erinnerung und Hoffnung.“

Dienstmädchen begnügt sich lieber mit zwei Hemden, als daß sie der Stickerei an denselben entbehren möchte; gerade so, wie sie den goldenen Knopf, welcher den Ausschnitt vorne zusammenhält, nicht missen will. Der Storpriß derartiger fertiger Damenhemden steigt von 1 1/2 Dollars bis zu zwanzig Dollars und darüber.

Nachthauben sind wenig in Gebrauch. Das Damen-Morgennügliche unterscheidet sich nur wenig von dem in Deutschland gebräuchlichen, und dehnt sich dessen Anwendung auch auf die mittleren Classen der Gesellschaft aus. Die Sitte, allwöchentlich zu waschen, ermöglicht dies eher als in Deutschland, wie überhaupt das stete Tragen weißer Unterkleider hierin seine Erklärung findet. Erwähnen muß ich noch, daß bei den Amerikanerinnen Nügelgehäubchen nicht beliebt sind und mit nur sehr wenigen Ausnahmen getragen werden.

Die Besuchs-, Straßen-, Promenaden- und Haus-toiletten der Damen haben keinen von den französischen und deutschen wesentlich abweichenden Charakter, höchstens macht sich mehr Extravaganz in Schnitt, Farbe und Stoff geltend. Ebenso sind die amerikanischen Balltoiletten nicht besonders abweichend von den europäischen, nur finde ich jene nicht so duftig und gracios wie diese und allzusehr mit Verzierungen überladen.

Das ist ungefähr das allgemein Charakteristische der Damenmoden in Amerika. Werfen wir nun noch einen Blick auf die Kindermoden.

Die Kinder werden im Allgemeinen reicher und mit mehr Verschwendung gekleidet als in Deutschland; in der Hauptsache bleiben die Toiletten sich jedoch ziemlich gleich. Nur die Ausstattung des amerikanischen Säuglings weicht sehr bedeutend von der des deutschen ab. Da in Amerika das sogenannte Wickeln der Kinder nicht gebräuchlich ist, so wird in Folge dessen natürlich eine ganz besondere Säuglingstoilette bedingt, und es dürfte die ausführlichere Beschreibung einer solchen gewiß für die deutschen Leserinnen von einigem Interesse sein. Betrachten wir daher zum Schluß den Anzug eines amerikanischen Säuglings.

Gehe ich mit den Specialitäten beginne, muß ich die Bemerkung vorberichten, daß man in Amerika bei Säuglingen die meisten Kleidungsstücke (welche werde ich später genauer angeben) mit Stednadeln befestigt, statt — wie dies in Europa üblich ist — Bänder anzuwenden.

Ein 60 Centimeter langer und 18 Cent. breiter Flanellstreifen, welcher ungefähr 1 1/2 bis 2mal um den Leib des Kindes reicht und mit Nadeln zusammengehalten wird, macht den Anfang einer Säuglingstoilette. Darauf folgt ein feines, leinenes Hemdchen, welches bedeutend kürzer (nur 18 Cent. lang) als sie in Deutschland üblich ist; dann kommt ein 60 Cent. langer, meist durch weiße Seidenstickerei verzierter und aus feinem, weißen Flanell gefertigter Rock, welcher statt des Leibchens einen 36 Cent. langen und 12 Cent. breiten, aus doppelter feiner Leinwand gemachten Gürtel hat. Hierauf folgt ein etwas längerer, feiner, weißer Jaconnetrock (ebenfalls in den meisten Fällen mit Stickerei, Fältchen oder dergl. verziert), dessen Gürtel mit dem des Flanellrockes übereinstimmt. Beide Leibchen (Gürtel) werden je nach der Größe des Kindes nach ihrer ganzen Breite oder umgeschlagen fest um den Leib des Kindes gelegt und auf dem Rücken mit Stednadeln befestigt. Diese beiden Gürtel und das Flanellband geben dem Kinde den nöthigen Halt und ersetzen die in Deutschland übliche Widselschnur. — Nun folgt das Kleidchen, welches aus Cambric, Jaconnet etc. gefertigt und je nach der Zeit des Tages mehr oder weniger verziert ist. Das Kleid ist etwas länger, wie der weiße Jaconnetrock, fällt weit von den Schultern, hat kurze Aermel, welche meistens durch feingliederige goldene Armbänder oder vielmehr Halsbänder (armlets) mit den Hemdärmeln zusammengehalten werden. Bei kühlem Wetter tragen die Kinder hierüber ein feines, weißes Merinofäckchen, welches mit Stickerei verziert ist, oder auch ein feines gestrichtes Fäckchen. Vollene gestrichte oder gebüdelte Stiefelchen vervollständigen den Anzug. — Den notwendigen Schluß des Ganzen macht die Windel, welche aus damastartiger Leinwand (bird-eye-linnen genannt) gefertigt ist. Sie wird dreieckig zusammengeschlagen und dann in Form einer Hofe mit eigens hierzu bestimmten Nadeln (diaper-pins) befestigt. — Häubchen, Hütchen und dergl. werden nur auf der Straße getragen; eine Kopfbedeckung im Hause ist nicht in Gebrauch.

Die Ausgehtoilette zeigt im Ganzen nichts besonders Bemerkenswerthes, höchstens wäre zu erwähnen, daß die weißen Anzüge — selbst bei den mittleren und unteren Classen — die allein gebräuchlichen sind, und daß man, um die Unsauberkeit des Mantels zu verhüten, ein feines Watistuch darüberlegt, und zwar so, daß die durch dreieckiges Zusammenfallen entstandene Spitze nach vorn kommt und die Seiten hinten mit einer goldenen Nadel zusammengehalten werden.

Für die Haus-toilette ist noch erwähnenswerth, daß man zum Tragen der Kinder aus einem Zimmer in das andere die sogenannten Blankets (feine, weiße Flanell- oder Merino-Umschlagtücher) gebraucht, welche ebenfalls mit reicher Seidenstickerei ausgestattet sind.

Alle diese Toilettengegenstände eines Säuglings sind natürlich je nach den Verhältnissen reicher oder weniger reich in Stoff, Verzierung und Arbeit.

Ein mit äußerster Verschwendung gekleideter Säugling ist der Stolz einer amerikanischen Mutter — einer der kennzeichnendsten Züge im Charakter der Amerikanerinnen. [759]

Mode-Notizen.

Da nach gutem alten Brauch Alles sich in festliche Gewänder zu kleiden pflegt beim Einzuge eines neuen liebenswürdigen Herrschers und als solcher der junge Frühling eben uns entgegentritt, so säumen wir nicht, uns mit den Novitäten bekannt zu machen, welche die Freundin des Frühlings, die Mode, schon zu dessen Empfange in Bereitschaft hält. — Nichten wir zunächst unser Augenmerk auf die zu Frühjahrsroben bestimmten Stoffe, so sehen wir neben den zarten Nuancen der einfachen unbestimmten Farben, namentlich in den leichteren Geweben auch reizende Dessins von brillantesten Farbeneffect sich geltend machen. — Unter den einfarbigen Stoffen zeichnet sich durch vorzügliche Eleganz und Schönheit der poil de chèvre aus, welcher ähnlich der gaze de Chambéry, jedoch bedeutend elastischer und konsistenter ist als diese, und in den zartesten Tönen, wie weiß, hellgrau, gris lilas, Bassfarbe mit fond uni oder auch plumetés existirt. — Zu Reise- oder einfachen Promenadenanzügen wird für Robe und Confection der einfarbige foulard de laine bevorzugt, welcher dem alpaca ähnlich, doch von größerer Consistenz ist, und in seinen verschiedenen Abarten, wie drap Puebla, gros de Mexique etc. die

## Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von schwarzem Sammet. Den Rand des Rockes begrenzt ein schmaler getollter Volant aus schwarzem Atlas, dem sich oben ein Besatzstreifen aus weißem Moire anschließt. Letzterer ist mit einer schwarzen Spitzenapplication verziert, mit schwarzen Atlasröllchen eingefast und zeigt in regelmäßigen Entfernungen, nach aufwärts steigende abgerundete Platten von gleichem Arrangement. Den oberen Rand dieser Garnitur umgibt eine leichte schwarze Spitze. Ausgeschnittene Taille mit kurzen Ärmeln und einem Lab, wie auch die Berthe von weißem Moire und mit Spitzenapplication versehen ist.

Fig. 2. Robe von pensée Cashmir. Der Rock endet mit einem hohen in sehr breite und weitläufige Tollsaiten gelegten Volant. Zwei gleichlaufend aufgesetzte, 1 Cent. breite schwarze Sammetbänder bilden oberhalb des Volants eine doppelte Vogenreihe und über jedem Vogeneinschnitt ein aufwärtssteigendes Oval. Der Raum zwischen beiden Sammetbändern ist mit einem weißen Cashmirstreifen bedeckt; leichte schwarze Spitze vollendet diese Garnitur. Weste von pensée Taffet; Jäckchen vom Stoff des Rockes mit einer demselben entsprechenden Verzierung.

Fig. 3. Anzug für Mädchen von 7 Jahren. — Robe von grauem Mohair. Die Garnitur besteht aus Schrägstreifen von schottischcarvirtem Sammet und aus schwarzem Soutachebesatz. Glatte ausgeschnittene Taille mit kurzen Ärmeln — kleine Pelerine in eckiger Form, Unterärmel aus weißem Batist.

[752, 9314]

K.



Die Mode.

## An alle unsre Abonnentinnen.

Wir machen hierdurch den Abonnentinnen des Bazar die Mittheilung, daß wir in Folge der vielfachen und dringenden Aufforderungen, welche seit längerer Zeit und von allen Seiten eingelaufen sind, uns entschlossen haben,

die Anzahl der Supplemente, welche dem Bazar bisher allmonatlich nur einmal beigegeben wurden, zu verdoppeln, also von jetzt ab mit jeder Arbeits-Nummer ein Supplement mit Schnittmustern u. zu liefern, wodurch es uns möglich wird, jährlich unsern Abonnentinnen 250 bis 300 Schnittmuster zu bieten, also eine Zahl, groß genug um den Toiletten-Anforderungen jeden Alters und Standes (namentlich also auch des Mittelstandes), sowie jeder Lebensstellung und Geschmacksrichtung Genüge leisten zu können. Den Abonnements-Preis dagegen erhöhen wir trotz der großen Vermehrung des Inhalts um nur 5 Sgr. (18 kr. rh.) pro Quartal, so daß der vierteljährliche Abonnements-Preis in Zukunft 25 Sgr. (1 fl. 30 kr. rh.) beträgt. Diese Preis-Erhöhung ist im Verhältniß zu dem, was wir liefern werden, eine kaum nennenswerthe.

Wir sind uns der schweren Aufgabe, welche durch diese neue Vermehrung und Vergrößerung der Zeitung uns überkommt, sehr wohl bewußt; jedoch durften wir das allgemein ausgesprochene Verlangen nach Vermehrung der Supplemente, namentlich aber den uns von vielen Seiten gemachten Vorwurf,

„daß die bisher im Bazar gebrachten Mode-Abbildungen und besonders die auf den Supplementen gegebenen Schnittmuster von Toilettegegenständen größtentheils einem exclusiven Genre angehören und mehr für die höheren und höchsten Stände, als für die Verhältnisse des Mittelstandes berechnet seien,“

nicht länger ignoriren und mußten die oben mitgetheilte Erweiterung der Zeitung als unabweißbare Nothwendigkeit anerkennen und in's Leben treten lassen. Durch diese Erweiterung allein kann der dem Bazar gemachte Vorwurf beseitigt werden, da die bisherige Anzahl der Schnittmuster-Supplemente kaum genügend Raum gewährte, um das Neueste, Beste und Schönste, was die Mode in ihrem immer

neuen Wechsel bringt, zu veröffentlichen. Raum für das Gewöhnlichere, das täglich Nothwendige, das im Allgemeinen vielleicht Gesuchteste hatten wir bisher wenig. — Dieser Mangel an Raum machte sich schon seit langer Zeit bemerkbar und gab uns bereits vor mehreren Jahren Veranlassung zur Gründung der neben dem Bazar in unserem Verlage erscheinenden Schnittmusterzeitung „Pariser Modelle“, welche von einem großen Theil unserer Abonnentinnen zum Preise von 15 Sgr. vierteljährlich bezogen wird. — Da vielen derselben der Ankauf beider Zeitungen indeß zu theuer wird, so glaubten wir, befeelt von dem Wunsch, allen Anforderungen unserer Leserinnen gerecht zu werden, uns der mit heute eintretenden Vermehrung der Bazar-Supplemente nicht länger entziehen zu dürfen.

Wenn wir den tausend und abertausend im Laufe der Zeit uns zugegangenen Briefen glauben dürfen, so hat der Bazar den Familien wichtige Dienste geleistet; die Erweiterung des Bazar soll auch den Umfang seiner Dienste erweitern, indem ihm die Möglichkeit gegeben wird, seine Obliegenheiten als Organ der launisch veränderlichen Mode und seine Pflichten als öconomischer Rathgeber der Familie gleichzeitig zu erfüllen.

Mit einer wohl sehr natürlichen Genugthuung können wir nach einem fast zehnjährigen Bestehen des Bazar auf die Anerkennung blicken, die sich derselbe während dieser Zeit erworben hat, eine Anerkennung, welche unwiderleglich bewiesen ist durch die Thatsache, daß unsere Zeitung in ihren vier verschiedenen Ausgaben, der deutschen, französischen, englischen und spanischen, über 200,000 Abonnentinnen zählt, also nicht allzuweit von einer viertel Million. Wenn wir, uns freudig dieses beispiellosen Erfolges, der den Bazar als die verbreitetste Zeitung der Welt hinstellt, nach der Ursache desselben forschen, so müssen wir als solche erkennen das Festhalten an unserem Princip:

Im ruhigen Hinblick auf schon Errungenes nie still zu stehen, nie zu vergessen, daß nur im rastlosen Vorwärtstreben jene möglichst große Vollkommenheit zu erreichen ist, die wir wünschen müssen im Interesse unserer Abonnentinnen, welches wir als eins mit unserem Interesse zu betrachten gewohnt sind.

Und dabei soll es auch fernerhin verbleiben.

Redaction und Expedition des Bazar.